

H. LUBLIN

empfiehlt für

Bälle u. Festlichkeiten:

Ballatlas in sämtlichen Lichtfarben a Meter 35 Pf. u. 1.25 Mk.
Halbseidene Merveilley in sämtlichen Lichtfarben a Meter 67½ Pf.
Reinseidene Merveilley und Nemure in sämtlichen Lichtfarben a Meter 1.65 und 2.75 Mk.
Halbseidene Bengaline und Backfischseide in sämtlichen Lichtfarben in verschiedenen Preislagen.
Reinwollene Crêpes in sämtl. Lichtfarben a Mtr. 55 Pf.
Reinwollene Cachemires in sämtlichen Lichtfarben a Meter 90 Pf., 1.20, 1.50 Mk. zc.
Ballatlas in sämtlichen Lichtfarben a Meter 37½, 50 und 65 Pf.
Ballcattune in sämtlichen Lichtfarben a Meter 25½ und 30 Pf.
Farlatan lamé, silberfarbig gewebt, a Meter 15 und 20 Pf.
Farlatan in weiß, doppelbr., a Meter 20 Pf., farbig a Meter 24 Pf.
Züfle in allen Lichtfarben a Meter 30 Pf.
Mulle in allen Lichtfarben a Meter 30 Pf.
Mulle in weiß a Meter 25, 33, 40, 50 und 57 Pf.
Batiste in weiß a Meter 45, 52½, 60, 67½, 75 Pf. zc.
Ballfaunete in allen Lichtfarben a Meter 55 Pf.
Sammete in schwarz a Meter 60, 82½, Pf., 1.00, 1.25, 1.50, 1.80, 2.50 Mk. zc.

Maschen-Cattune und Barchende in schönen Dessins a Meter 33 und 42 Pf.
Balltragen a 5.25, 6.75, 7.75, 8.25, 10.00, 14.00 bis 27.00 Mk.
Ball-Charpes a 35, 45 Pf., 1.00, 1.25, 1.35, 1.75, 2.25, 2.75 Mk. zc.
Seidene Kopf-Chales, a 1.35, 1.50, 1.85, 2.00, 2.25, 2.40, 3.40, 3.50, 4.00, 4.25 Mk. zc.
Ballhandschuhe a 19, 33, 35, 40, 50, 60 Pf. zc.
Ballhandschuhe in Halb- und Reinseide von 4—24 Knopf, in sehr großer Auswahl zu bekannt billigsten Preisen.
Glace-Handschuhe in weiß, crème und Ballfarben in großer Auswahl.
Ballstrümpfe in weiß, hellblau, rosa, crème, heliotrop, seegrün, goldgelb zc., das Paar 10, 20, 45 Pf. zc.
Balletstrümpfe, Ersatz für Bühnencicots, in weiß, schwarz, rosa, lachs, ponceau zc., a 45 Pf. und 1.25 Mk.
Bantalous in weiß, schwarz, chamois, hellblau, grau, gelb, rot und grün a 1.25, 1.75, 2.25 Mk.
Bantalous in bunt gestreift a 2.00 Mk.
Obertricots, ganz und halbärmelig, a 80 Pf., 1.00, 1.20, 1.40,
Cochas in grün, schwarz, rot und blau 2.25 und 4.00 Mk.
Cravatten in weiß und farbig in Batist, Atlas und Nips in bekannt großem Sortiment.

Ballrüschen in allen Lichtfarben, **Ballayensen**, **Jabots**, **Züllshales**, **Federboas**, **Ballboas**, **Feder-**, **Belz-** und **imitirt Schwanbesätze**, **seidene Bänder**, **Wachspel-Besätze** und **Wachspel-Garnituren** in großer Auswahl.

Gold- und Silber-Besatz-Artikel:

Lahnbänder in Gold- und Silberfarben, Nr. 0 per Stück a 5 Meter 4 Pf., per Stück a 30 Meter ½, 1 2 3 4 5 6
37 50 60 75 95 115 140.
Gürtelbänder per Stück a 10 Meter Nr. 8 10 12
70 85 100
per Meter 8 9 12 Pf.
Gold- und silberfarbige Spitze per Meter 14, 16½, 27, 30, 37½, 40, 60 Pf.
Gold- und silberfarbige Glycerborde per Meter 5, 9, 10, 14 Pf.
Gold- und silberfarbige Gallonen und Chainettes per Meter 6, 9, 10, 13½, 16½, 18, 20, 22, 28, 37½ Pf.
Gold- und silberfarbige Rund- und Brillant-schnur per Meter 2, 4, 5, 7½, 12, 20, 25, 37½ Pf.
Colliers in hervorragenden Sortiments, a 20, 25, 40, 50, 60 Pf.

Gold- und silberfarbige Lahn- und Draht-tressen, **Sufarenschnüre**, **Bogenlizen** zc.
Gold- und silberfarbige Franzen, gedreht, a Meter 18, 30, 37½, 45 Pf.
Gold- und silberfarbige Franzen, extra schwer, a Meter 35, 40, 45, 50, 60 Pf.
Gold- und silberfarbige Chantille-Franzen in verschiedenen Breiten und Qualitäten.
Armbänder das Paar 20, 40, 50, 65 Pf.
Ohringe, goldfarbig und Wachspelen, 10, 15, 20, 25, 30 Pf.
Goldgürtel und Silbergürtel a 30, 45, 65, 75, 90 Pf., 1.00, 1.20 Mk.
Maschenfächer a 8, 13, 20, 28, 30, 48, 65, 75, 95 Pf., 1.25 Mk.
Ballfächer in großer Auswahl a 75, 95 Pf., 1.25, 1.45, 1.65, 2.25, 3.00, 3.50 Mk.

Masken- und Carneval-Costümbilder, kolorirt, in hervorragenden Neuheiten a Stück 50 Pf.

Die Niesen-Flotte.

Jetzt haben wir klar und deutlich vor Augen, was werden soll. Die angekündigte Schöne ist uns hüllenlos gezeigt. Sie, die zuerst den Herren Interessenten, den Industriellen, sodann der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, ferner dem Herrn Reichskanzler, weiter den deutschen Häfen und endlich der Vertretung des Volkes in Unrissen bekannt gemacht wurde, ist nun, nachdem sie in eine gehörige Form und in ein ordentliches Wesen gebracht worden war, von den Vertretungen der deutschen Regierungen angenommen und dem Reichstage vorgelegt worden.

Eine wesentliche Ueberschau bietet ja der Inhalt nicht mehr. Die Schlachtflotte soll verdoppelt werden, das ist die Quintessenz des Ganzen. 1898 redete man anders. Die Regierung erklärte sich und den Reichstag in feierlicher Weise durch das damals angenommene Gesetz für gebunden. Das haben nicht nur oppositionelle Abgeordnete aus den damaligen Erklärungen der Regierung gehört; selbst ein entschiedener Flottenfreund, wie der Abg. v. Bennigsen sagte am 21. März 1898:

„Aber auf der anderen Seite müssen wir doch eigentlich froh sein, wenn eine verantwortliche Verwaltung jetzt mit Bestimmtheit erklärt: nach allen Erfahrungen, die wir gemacht haben in unserem Lande und in anderen Ländern, und nach den Fortschritten der Technik, wie sie sich definitiv herausgestellt haben, nach den Bedürfnissen einer großen Marine ist das und das für Deutschland als notwendig und ausweichend Gegebenes; wir glauben, daß damit ein dauernder Abschluß gewonnen werden kann. . . . Speziell hat der Herr Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts in der Kommission eingehend und ausführlich dargelegt, daß in der Vermehrung der Flotte um 7 Linien-Schiffe und 9 Aufklärungsschiffe gegen den bisherigen Zustand erreicht wird, daß wir in unseren Meeren, in der Ostsee und der Nordsee, auch der größten Marinemacht gegenüber im Stande sein würden, eine Seeschlacht zu wagen.“

Aber es steht jetzt fest, daß an maßgebender Stelle schon damals eine solche Flotte gewollt wurde, wie sie jetzt verlangt wird. Natürlich steht davon jetzt nichts in der Begründung. Hören wir diese in ihrer diesbezüglichen wichtigsten Stelle:

„Für das heutige Deutsche Reich ist die Sicherung seiner wirtschaftlichen Entwicklung, im besonderen seines Welt-handels eine Lebensfrage. Zu diesem Zwecke braucht das Deutsche Reich nicht nur Frieden auf dem Lande, sondern auch Frieden zur See — nicht aber Frieden um jeden Preis, sondern einen Frieden in Ehren, der seinen berechtigten Bedürfnissen Rechnung trägt. Ein Seekrieg um wirtschaftliche Interessen, insbesondere um Handelsinteressen wird voransichtlich von längerer Dauer sein, denn das Ziel eines überlegenen Gegners wird um so vollständiger erreicht, je länger der Krieg dauert. Dazu kommt, daß ein Seekrieg, der nach Vernichtung oder Einschließung der deutschen Seestreitkräfte, auf die Blockade der Küsten und die Wegnahme der Handelsschiffe auf den Weltmeeren beschränkt wird, dem Gegner wenig kostet, im Gegenteile die Kosten des Krieges durch den gleichzeitigen Aufschwung seines eigenen Handels reichlich deckt. Ein unglücklicher Seekrieg von auch nur einjähriger

Dauer würde Deutschlands Seehandel vernichten und dadurch zunächst auf wirtschaftlichem und als unmittelbare Folge davon auf sozialem Gebiete die verhängnisvollsten Folgen herbeiführen. Ganz abgesehen von den Folgen der möglichen Friedensbedingungen würde eine Vernichtung des Seehandels während des Krieges, auch nach Beendigung desselben in absehbarer Zeit nicht wieder gut zu machen sein und dadurch zu den Opfern des Krieges einen schweren wirtschaftlichen Niedergang hinzufügen. Das Flottengeseh hat der Möglichkeit eines Seekrieges gegen eine große Seemacht nicht Rechnung getragen, weil es bei der Aufstellung desselben im Sommer 1897 zunächst darauf ankam, die Ausführung des Flottengründungsplans von Jahre 1873 in zeitgemäßen Schiffsmaterial sicher zu stellen, unter Beschränkung der Vermehrung auf diejenige geringe Anzahl von Linien-Schiffen, welche erforderlich war, um wenigstens für ein Tempelgeschwader die durch taktische Erwägungen gebotene Organisation durchführen zu können. Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, giebt es nur ein Mittel: **Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den mächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird.** Zu diesem Zweck ist es nicht unbedingt erforderlich, daß die deutsche Schlachtflotte ebenso stark ist, als die der größten Seemacht, denn eine große Seemacht wird im allgemeinen nicht in der Lage sein, ihre sämtlichen Streitkräfte gegen uns zu konzentrieren. Selbst wenn es ihr aber auch gelang, uns mit größerer Uebermacht entgegenzutreten, würde die Niederkämpfung einer starken deutschen Flotte den Gegner doch so erheblich schwächen, daß dann trotz des etwa errungenen Sieges die eigene Machtstellung zunächst nicht mehr durch eine ausreichende Flotte gesichert wäre.“

Also, unser Welthandel kann nur bestehen, wenn wir im Stande sind, es mit der stärksten Seekriegsmacht aufzunehmen. Bisher aber hat unser Welthandel entstehen und bestehen können, ohne daß ihm eine solche Flotte zur Seite gestanden hat. Und wenn unser Welthandel für die Zukunft nur da sein könnte, wenn wir eine Flotte hätten, die jeder, auch der allergrößten, gewachsen wäre, dann könnten wir nur sofort unsern Welthandel aufgeben. Denn der Anforderung, jeder noch so großen andern Flotte gewachsen zu sein, entspricht die neu zu erbauende doch nicht, wird es nicht thun. Die größte Flotte hat zur Zeit England. Es hat aber auch die größten Mittel, sofort seine Flotte erheblich zu vergrößern, wenn unsere Schiffszahl sich der seinigen annähern wird. Um dem zu genügen, was die „Begründung“ sagt, müßten wir daher in galoppierender Geschwindigkeit Geschwader auf Geschwader bauen, immer den andern nachlaufend, bis wir erschöpft, ruiniert am Boden lägen.

Falsch ist auch die Voraussetzung, als ob die stärksten Seemächte nur so ohne weiteres die meisten ihrer Schiffe auf uns loslassen könnten. Was hat allein England für unermessliche Küstenstreifen zu schützen! Es kann gar nicht so handeln, wie die Begründung voraussetzt. Es wird immer nur einen Teil seiner Schiffe gegen uns verwenden können.

Weiter heißt es in der Begründung: „Außer der Vermehrung der heimischen Schlachtflotte ist auch eine Vermehrung der Auslandsschiffe erforderlich. Infolge der Besitzergreifung von Kiautschou und der starken

Steigerung unserer überseeischen Interessen in den letzten beiden Jahren ist es schon jetzt erforderlich geworden, auf Kosten der Aufklärungsschiffe der Schlachtflotte zwei große Schiffe mehr ins Ausland zu senden, als planmäßig im Flottengeseh vorgesehen wird.“

Das ist schon um vieles deutlicher. Kolonien haben wir in Besitz genommen, wir wollen und werden es noch mehr thun, dazu müssen die Schiffe her. Das ist ganz plausibel. Die Erde ist verteilt, in Güte sind kaum noch Flecken zu haben. Vielleicht noch ein paar gegen schweres Geld. Will man aber mehr haben, so kann man es offenbar nur durch die Mittel der Gewalt bekommen. Wer aber sich sehr dafür bedankt, daß noch mehr solcher „Sonnenplätze“ à la Kiautschou besetzt werden, wo nichts zu holen ist als Leiden aller Art, der will auch nichts von der gepanzerten Faust wissen, die diese Plätze erraffen soll.

Ueber die Kosten dieses Niesenplans haben wir schon das Nötigste gegeben. Die Vorlage bestätigt ausdrücklich, daß die Höhe der Summen sicher ist, während der Zeitraum, innerhalb dessen sie verbaut werden sollen, unbestimmt bleibt. Wenn der Reichstag hübsch patriotisch ist, steht es ganz in seinem Belieben, die ganze Niesenflotte schon in beliebig viel kürzerer Zeit auszuführen zu lassen. Wodurch man dann auch in der Lage wäre, bedeutend rascher mit neuen Geschwaderforderungen kommen zu können. Denn das dies jetzige nicht den Abschluß bildet, darf sich niemand einbilden. Thun wir das aber doch einmal und fragen: Wie sollen denn die in Aussicht genommenen Kosten aufgebracht werden? Die Antwort muß darauf lauten: die eine größere Hälfte durch Anleihen, die andere durch die ordentlichen Einnahmen. Auf Pump vor allem sollen wir uns mit anderen Worten etwas so steifpeltiges, etwas so leicht Bekaltendes, durch neue Konstruktionen schnellstens Ueberholtes anschaffen, wie solche Kriegsschiffe sind. Wird man damit durchbringen? Herr Lieber erklärte am 12. Dezember 1899, „er könne seitens seiner politischen Freunde wenig — um nicht zu sagen, gar keine — Geneigtheit in Aussicht stellen, heut schon sich dafür zu erklären, die sämtlichen beinahe 800 Millionen — und wenn 16 Jahre herum sind, werden es wohl mehr als 800 Millionen sein — mit Anleihen zu decken.“ Die großen Centralblätter schreiben Tag für Tag scharfe Artikel gegen das Flottenpumpsystem. Nehmen wir einmal an, wir könnten uns in diesem Punkte auf das Centrum verlassen, was dann aber? Wir sagen: Wer die Niesenflotte haben will, soll sie auch bezahlen; die großen Portemonnaies, die schweren Geldsäckel, die Tresors sind ja auf seiner Seite. Aber der Kapitalismus will wohl Profite einheimsen, aber nicht Opfer bringen. Daß die Lasten auf die tragfähigen Schultern abgewälzt werden; mit diesem Gankelbilde sollte man nicht wieder kommen. So hieß es ja 1897 und 1893 auch. 1887 beantragten die Freisinnigen zur Deckung der Militärlasten die Einführung der direkten Reichseinkommensteuer, aber sie fielen damit durch. Statt der Reichseinkommensteuer kam die Branntweinsteuer mit der Liebesgabe, die Erhöhung der Getreidezölle und die Erhöhung der Zuckerteuer. Ähnlich ging es auch 1893, wo die Weinsteuer, die Tabakfabriksteuer, die Börsensteuer und die Frachtbrief- sowie Quittungsteuer präsentiert wurden. Nur mit großer Mühe gelang es damals, die Mehrzahl dieser Vorlagen abzuwerfen, zu welchem Zwecke der Reichstag das Budget herzhast beschneiden mußte. Vor zwei Jahren hat

Fenilleton.

Der Roman einer Verschwörung.

Von H. Manc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

(68. Fortsetzung.)

Roherenil rührte sich nicht. Er sah dem Untersuchungsrichter gerade ins Gesicht und sagte nur:

„Ich bedauere Sie, mein Herr.“

Drault schlug die Augen nieder. Es war überflüssig, das Verhör weiter fortzusetzen. Roherenil wurde in sein Zimmer zurückgeführt.

Als er gegangen war, machte Drault eine ärgerliche Geste.

„Ja, bei Gott,“ sagte Degrange, „hoffen Sie denn, daß die beiden antworten würden? Schließlich, ich werde Louis heute selbst verhaften. Was Juliette betrifft, so ist es besser, sie draußen zu lassen. Und jetzt, Herr Drault, rufen Sie den kleinen jungen Mann, und Sie wissen, diesmal gilt's . . .!“

Der junge Mann, der nach Roherenil in das Zimmer des Untersuchungsrichters geführt wurde, war derselbe, der nach der Verhaftung in Chateaurault schon ein Verhör gehabt und dabei angegeben hatte, daß er Geraud heiße und Verkäufer in einem Passementeriegeschäft wäre, derselbe, der royalistische Ansichten vorgab. Seit ungefähr drei Wochen war er in strenger Haft, das heißt daß er während dieser Zeit mit niemand anders als mit seinem Schlichter verkehrt hatte, und auch nicht ein einziges Mal an die frische Luft gekommen war. Dies war ein geschickt ertdachtes System, das auf schwache Charaktere nur zu sehr einwirkt. Der Kopf arbeitet, der Körper ist krank, der Geist unruhig oder gereizt, und der Gefangene so bald auf dem Punkt, wohin man ihn wünscht.

Der junge Mann war sehr bleich, als er vor Herrn Drault geführt wurde. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und glänzten fieberhaft. In dem Augenblick als er

eintrat und der Schreiber ihm den Stuhl anwies, auf dem er sich setzen sollte, stand Degrange auf, pflanzte sich vor ihn hin, schien ihn aufmerksam zu betrachten und sagte, sich zu dem Untersuchungsrichter wendend:

„Das ist er.“

Drault that, als ob er in einigen Akten Auskunft suchte, dann begann er nach einem langen, wohl überlegten Schweigen:

„Sie haben die Achtung vor dem Gerichte verletzt. Sie haben uns getäuscht, hintergangen. Sie haben das Wohlwollen, mit dem ich Sie anhörte, verschert, und doch wollte ich Sie retten! Ob es noch Zeit dazu ist? Ich zweifle daran.“

Der Angeklagte wollte sprechen.

„Unterbrechen Sie mich nicht,“ fuhr Drault fort. „Sie würden weiter lügen. Ich will Ihnen diese Schande ersparen. Sie können uns nicht länger hinter das Licht führen. Wir wissen alles. Sie heißen nicht Geraud, Sie sind kein Verkäufer, Sie sind endlich kein Notar. Ihr wahrer Name ist Hizay, Jacques Edouard Hizay; Sie sind geboren in La Ferté Vidame, im Departement Eure-et-Loire; Sie sind der Sohn eines Notars. Weit entfernt davon, Royalist zu sein, haben Sie sich der Vereinigung der „Blauen Brüder“, die jakobinistische und Gleichheitsbestrebungen haben, angeschlossen. Ihre vier Gefährten heißen Richardière, Couchery, Bert und Thowenin. Stimmt das? Sind wir genügend unterrichtet?“

Die Polizei hatte nach Poitiers zwei Agenten geschickt, die Paris und die Leute von der Opposition sehr gut kannten. Diesen Agenten war es nicht schwer geworden, die Identität der fünf Unbekannten festzustellen, die sie durch ein kleines Loch in den Thüren der Zimmer beobachtet hatten, so daß die Gefangenen nicht einmal wußten, daß sie konfrontiert und erkannt worden waren.

Drault begann wieder: „Leugnen Sie, daß Sie Hizay heißen? Leugnen Sie, daß Ihre Kameraden Richardière, Couchery, Bert und Thowenin heißen? Leugnen Sie, daß Sie alle fünf an einem Komplott teilgenommen haben, das den Umsturz der kaiserlichen Regierung zum Gegenstand hat und gegen das Leben des Kaisers gerichtet ist?“

„Nein, mein Herr,“ sagte der Gefangene mit gesenktem Kopf und ersticker Stimme.

„Gerichtsschreiber, schreiben Sie die Antwort des Angeklagten: „Ich bekenne, daß ich Jacques Edouard Hizay heiße; ich bekenne ferner, daß ich mit den vorher genannten Personen an einem Komplott gegen die Sicherheit des Staates und das Leben des Kaisers teilgenommen habe.“

„Aber, mein Herr,“ flammelte der Unglückliche, „das habe ich ja gar nicht gesagt. Ich gestehe nur ein, daß ich Hizay heiße. Ich habe sonst nichts bekannt.“

„Ah, ich verstehe, die Wahrheit ist Ihnen entschlüpft und Sie wollen jetzt alles zurücknehmen. Es ist zu spät: Ihre Eingeständnisse sind und bleiben gewonnen. Gerichtsschreiber, schreiben Sie, was ich Ihnen diktiert habe.“

Der Angeredete schrieb, ohne eine Miene zu verziehen. Der Angeklagte war nicht mehr blaß, sondern grau im Gesicht. Er murmelte:

„Nun werde ich nichts weiter sagen.“

„Das werden wir sehen. Uebrigens, wie Sie wollen. Die Strafe, die Sie erwartet, wird dadurch nur härter. Ihre Jugend sprach zu Ihren Gunsten, aber wenn Sie vor Gericht die Haltung eines hartgesottenen Verschwörers annehmen, nun, dann werden Sie auch wie ein solcher behandelt. Sie haben es sich nur selbst zuzuschreiben. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Wollen Sie Ihre Geständnisse erweitern?“

Hizay senkte noch immer den Kopf, seine Lippen bebten. Er bemühte sich, Herr seiner Aufregung zu werden und antwortete nichts.

„Aber Unglücklicher,“ rief der Untersuchungsrichter aufstehend, „sehen Sie denn nicht, daß ich Mitleid mit Ihnen habe und Sie retten will? Nein, er sieht es nicht,“ fuhr er fort, sich nacheinander an Degrange und Ginot wendend:

Ginot hob die Augen zum Himmel und Degrange suchte die Achseln, was bedeuten sollte: Was ist da zu thun? Man kann ihn doch nicht hindern, sich zu Grunde zu richten, da er darauf besteht!

(Fortsetzung folgt.)

der Reichstag freilich auch eine Resolution angenommen, um die schwachen Schultern in etwas zu schütten, aber so eine Resolution ist ein papierener Schild, sagt die Frankfurter Zeitung mit Recht, der von dem ersten kräftigen Kanzenstück durchlöchert werden kann.

Auch jetzt ist die Deckungsfrage der Kosten diejenige, welche die allergrößten Schwierigkeiten bereiten wird. Wir haben sonst wenig Ursache, mit der deutschen Agrar-korrespondenz übereinzustimmen. Hier thun wir es. Ihr Urteil über die Kosten des Planes lautet:

Man braucht sich diese Zahlen nur anzusehen, um der ganzen Tragweite des neuen Planes sich bewußt zu werden und das geradezu Operettenhafte der finanziellen Begründung zu erkennen, die alle diese Milliarden für eine dem Landheer ebenbürtige Schlachtflotte „ohne neue Steuern beschaffen“ will, und die wenn sich „dies in dem erforderlichen Umfange nicht ermöglichen lassen sollte“, flugs die Unkeihepresse in Bewegung setzen will. Gegen dieses Reichsfinanzprojekt ist der preussische Mittelstandlanal ja der reine Waisenknaube.

Das muß jeder, der sich nüchterne Augen bewahrt hat, unter-schreiben.

Aus der Parteibewegung.

Bei den **Gewerbegerichtswahlen** in Dresden wurden 8061 Stimmen für die Hauptliste des Gewerkschafts-kartells und außerdem noch im 15. Bezirk 248 Stimmen für dessen Ersatzliste abgegeben. (1897 wurden für das Gewerkschaftskartell 4800 Stimmen und für die Hirsch-Dunderische und evangelische Arbeitervereins-Mitgliedliste 490 Stimmen abgegeben.) Von 9777 eingetragenen Wählern haben 6809 von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht, das sind circa 64,66 Prozent. Eine Gegenliste war überhaupt nicht aufgestellt worden.

Der staatsgefährliche Zimmervermieter. Bei dem Eisendreher Schwarz in Halle a. S. wohnen mehrere Einjährige des dortigen Artillerieregiments. Unerwartet er-läuterten die jungen Leute ihrem Wohnungsgeber, daß sie ausziehen müßten, da er bei der Firma Weise u. Wronski wegen sozialdemokratischer Antriebe entlassen worden sei. Vom Regimentskommandeur sei ihnen aufgegeben worden, ihre Wohnung zu wechseln. Schwarz hat seit 13 Jahren bei der Firma gearbeitet und ist jetzt ausgeschieden, und zwar laut Zeugnis der Firma auf seinen eigenen Wunsch.

Schwarz ging zum Regimentskommandeur, der ihm eröffnete, daß die Anzeige durch einen anonymen Brief erfolgt sei, er wolle sich nochmals über ihn erkundigen. Der Austritt von Schwarz hängt mit einer Differenz zusammen, in welche die Firma mit ihrem Personal geraten war und die fast zu einem allgemeinen Ausstand geführt hätte. Wie das Volks-blatt mitteilt, ist Schwarz dann im weiteren Verlaufe der Sache folgendes Schreiben zugegangen:

Feldartillerie-Regiment Nr. 75.
J. N. 4. 1. 00.

Halle a. S., 17. 1. 00.

Im Herrn Eduard Schwarz, hier.

Unter Bezugnahme auf die gestrige Unterredung teile ich Ihnen hierdurch mit, daß ich auf Grund nochmaliger Erkundigungen keine Veranlassung habe, die Einjährig-Freiwilligen dazu zu bestimmen, bei Ihnen wohnen zu bleiben.

Nichter,

Oberst und Regimentskommandeur.

Sozialdemokraten dürfen also, so bemerkt die Volkszeitung hierzu, nicht nur nicht von staatsverhaltenden Elementen besetzt werden, sondern sie können auch in ihren Rechten als Ver-mieter beschränkt werden. Sollte es nicht endlich an der Zeit sein, sich auch vom Steuerzahlen und vom Soldatwerden auszuschließen? —

Ein Jubiläum.

Am 25. Januar waren 10 Jahre verflossen, seit das Sozialistengesetz zum letzten Male im Reichstage verhandelt wurde. Dieser Gedenktag giebt dem Vorwärts Veranlassung zu einem Rückblick auf die damaligen Versammlungen. Der letzte auf Antrag Verlängerung des Sozialistengesetzes war am 7. November 1889 einer Kommission von achtundzwanzig Mitgliedern überwiesen worden, und diese hatte die dauernde Geltung des Gesetzes beschlossen, aber den Ausweisungsparagraphen abgelehnt. Bei der zweiten Lesung, die am 22. Januar 1890 begann, wurde von konservativer Seite die Wiederherstellung des Ausweisungsparagraphen beantragt. Der Reichstag lehnte sie jedoch ab, genehmigte dagegen die unbefristete Gültigkeitsdauer des Gesetzes mit 116 gegen 111 Stimmen. Mit großer Spannung sah man der dritten Lesung entgegen, welche die Tagesordnung der letzten Sitzung jener Legislaturperiode am 25. Januar bildete. Daß viele, die früher das Ausnahmegesetz beifurwortet hatten, jetzt seine Nutzlosigkeit einsahen und daß zum mindesten einige Milderungen eingeführt werden würden, war sicher. Aber auf völlige Be-

seitigung des Gesetzes wagten wohl nur wenige zu hoffen. Genosse **Webel** leitete seine große Rede in der General-diskussion mit der Erklärung ein, die sozialdemokratische Partei sei längst darauf gefaßt gewesen, daß es zu einer „Ver-ewigung“ des Ausnahmegesetzes kommen werde; dadurch aber könne die Partei in ihren durch die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung bedingten weiteren Fort-schreiten in keiner Weise behindert werden. Webel schildert ferner ausführlich die ungeheure Korruptionswirtschaft, die unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes entstanden war, insbesondere die Vorkommnisse beim großen Elberfelder Ge-heimbundsprozeß. Gegen die Ausführungen Webels sprach sodann der damalige preussische Minister des Innern, Herr **Herrfurth**. Sodann sprach der Abg. Prinz zu **Carolath-Schönau** gegen die Beibehaltung der Ausweisungsbe-fugnis, welche die Regierung gefordert hatte. Prinz zu **Carolath**, der damals noch der freikonservativen Partei ange-hörte und noch nicht den Namen des „roten Prinzen“ er-worben hatte, sprach im übrigen für Beibehaltung und Ver-ewigung des Gesetzes, aber er rief durch einige scharfe Aeußerungen, wie diejenige: „Wir sind in Deutschland im Begriff, die Ideale zu verlieren, wir leben in einer Zeit des Materialismus und des Strebertums“, sowie durch seine Anerkennung des Idealismus auf sozialdemokratischer Seite große Unruhen bei den Konservativen hervor. Es sprachen dann noch gegen das Gesetz **Liebkecht** und für das-selbe **Abg. Kulemann**.

Es kam zur Abstimmung. Die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes wurden wie in der zweiten Lesung angenommen. Bei der Abstimmung über den Ausweisungsparagraphen be-merkte der Führer der Konservativen, Abg. v. **Hellendorf**, seine Partei habe die Wiederherstellung des Ausweisungspara-graphen nicht nochmals beantragt, da die Mehrheit des Hauses nicht dafür zu haben sei. Da in der **Schlussabstimmung** die Konservativen wegen der Nichtannahme der Ausweisungs-befugnis mit Nein stimmten, so fiel das ganze Ge-setz mit 169 gegen 98 Stimmen. Für dasselbe stimmten die Freikonservativen und Nationalliberalen.

Noch an demselben Tage empfing der Kaiser den Reichstag und sprach ihm den Dank für seine Thätigkeit aus, ohne das Sozialistengesetz mit einer Silbe zu berühren. Da war es klar: Das Gesetz, das seit dem 21. Oktober 1878 auf Deutschland gelastet hatte und dessen letzte Verlängerung noch bis zum 30. September 1890 reicht, hatte jetzt den Todesstoß erhalten. Die Sozialdemokratie hatte es freilich faktisch längst überwunden und erfocht bei den Neuwahlen am 20. Februar einen glänzenden Sieg. —

Zur Konfirmation

ist alles da.

Geschäftshaus S. Friedeberg jr.

Alte Markt 12.

Bitte um Besichtigung meiner Schaufenster.



Theater- und Masken-Garderobe

C. Thumann (Inh. Ottilie Valentin)

Petersstraße 19a, 1 Treppe.
Elektrische Beleuchtung.

Kostüme von 1 Mark
Dominos von 50 Pfg. an.

Fleisch-Offerte!

Sehr mäßige Preise.

Von heute ab offeriere in vorzüglicher Ware: Rindfleisch 60 Pf., Schweine-fleisch 60 Pf., Kalbfleisch 60 Pf., Hammelfleisch 60 Pf., Rotwurst 70 Pf., Leberwurst 70 Pf., Bratwurst 80 Pf.

Jeden Morgen: Warmes Pöfelfleisch und Knoblauchwurst.

Karl Bang, Große Diesdorferstraße 35.

Kur- und Bade-Anstalt

Breiteweg 31 Neustadt Breiteweg 31

empfehl ich zur Verabreichung

sämtlicher Bäder.

Geöffnet von morgens 8 bis abends 11 Uhr.

Keine nassen Füße mehr

Mache dein Schuhzeug mit

LAVAL

wasserdicht, weich u. dauerhaft.

Bestes Lederfell. Einzige bez. in der Mitel

Überall zu haben.



Zwicker

finden bei neuerdings erhöhten Recordlöhnen angenehme und dauernde Beschäftigung bei

Paul Schlesinger, Mech. Schuhfabrik
Frankfurt a. Oder.

Därme

zum Hauschlachten empfiehlt

Carl Niewerth

8 Kronprinzenstraße 8.

Bringe mein

Sarg-Magazin

in empfehlende Erinnerung.

Särge in allen Preislagen vorrätig.

Wilhelm Müller

Tischlermeister, Eudenberg, Friedenstr. 3.

Möbel, Spiegel und Poisterwaren

reelle Arbeit, empfiehlt

C. Dittmar, Tischlermeister

Tischlergasse 26.

Händlern und Hausierern empfiehlt
Salzgurken in guter Ware
zu ganz billigen Preisen.
Braunhirschstraße Nr. 12.

Winter-Joppen

2reihig, mit Mustaschen, mit warmem Futter gefüttert, bequem sitzend, in jeder Farbauswahl vorrätig in jeder Preislage.

Winter-Ueberzieher

aus guten reellen Stoffen in solider Verarbeitung bei mäßigen Preisen.

Knaben-Mäntel

neu aufgenommen, daher besond. billig, empfiehlt

G. Gehse

Johannisstraße 14

neben dem Wilhelm-Theater.

Spezialität: Engl. Leder-Hosen.

AUSVERKAUF

Zurückgesetzte

komplette, unkomplette, teilweise ladierte

Tafelservice

Waschservice

Liqueurservice

Kronen

Zischlampen

Kaffeesevice

Bierservice

Ampeln

Hängelampen

Salonlampen

ferner:

Einzelne Teile zu Servicen:

Dekorierte Teller, Dessertteller, Bratenschüsseln

Kartoffelnäpfe, Zuckerdosen, Sahnegiesser, Waschkrüge, Seifnäpfe usw. usw.

werden vollständig zu noch nie dagewesenen Preisen

ausverkauft.

Außerdem gewähre ich während des Ausverkaufs bei Einkäufen von 1 Mk. aufwärts auf alle regulären Artikel auf bisherige Preise

10 Prozent Rabatt

welche an meiner Kasse sofort in Abzug gebracht werden.

Wolf Seelenfreund

Borzellan-Fabrik-Niederlage

Eingang an der Fontaine.

66 Breiteweg 66

Eingang an der Fontaine.

Sudenburg.

Sudenburg.

Volksversammlung

am Mittwoch, den 31. Januar, abends 8 Uhr in der Zerbster Bierhalle, Schöningerstr.

Tages-Ordnung:

Vortrag des Redakteurs Albert Meyer

über:

Der deutsche Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert.

Diskussion. - Verschiedenes.

Die Parteigenossen und Genossinnen Sudenburgs wollen rege für den Besuch der Versammlung agitieren.

Der Vertrauensmann der Sozialdemokraten Magdeburgs: Robert Bistorius.

Mgdb.-Altstadt.

Mgdb.-Altstadt.

Volksversammlung

am Mittwoch, den 31. Januar, abends 8 Uhr im Dreikaiserbund, Storchstraße 7.

Tages-Ordnung:

Vortrag des Redakteurs August Müller

über:

Volksvertretung und Regierung.

Diskussion. - Verschiedenes.

Es wird in Anbetracht des anregenden wichtigen Vortrages recht zahlreicher Besuch erwartet

Der Vertrauensmann der Sozialdemokraten Magdeburgs: Robert Bistorius.

Neue Neustadt.

Neue Neustadt.

Volksversammlung

am Dienstag, den 30. Januar, abends 8 Uhr im Weissen Hirsch, Friedrichsplatz 2.

Tages-Ordnung:

Vortrag des Redakteurs August Müller

über:

Volksvertretung und Regierung.

Diskussion. - Verschiedenes.

Um recht zahlreichen Besuch bittet

Der Vertrauensmann der Sozialdemokraten Magdeburgs: Robert Bistorius.

Central-Verband der deutschen Former und verwandter Berufsgenossen.

Mitglieder-Versammlung

am Sonntag, den 28. Januar, nachmittags 3 Uhr in Thalia, Buckau, Dorotheenstr.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Genossen Vender: Hat sich die Lage der Arbeiter in Deutschland in den letzten Jahren wesentlich gebessert? 2. Verschiedenes. Zahlreichen Besuch erwartet Die Ortsverwaltung.

Mitglieder-Versammlung

des

Central-Verbandes der Maurer Deutschlands

(Zahlstelle Magdeburg)

am Dienstag, den 30. ds. Mts., abends 8 Uhr im Dreikaiserbund.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Genossen R. Mitsch. 2. Abrechnung vom 4. Quartal.

3. Vorstandswahl. 4. Vereinsangelegenheiten. 5. Verschiedenes. Zweck der Wählgen der Tages-Ordnung ist das Gelingen aller Wähler wenn möglich Die Verwaltung.

Die Verwaltung.

Friedrichslust
Straßenbahn-Haltestelle. - Leipzigerstraße 52.
Montag, den 29. Januar 1900:

Große Redoute

Auftreten einer berühmten kontinentalen Zirkus-Truppe in chinesischen Auführungen.

Für sonstige Ueberraschungen ist bestens gesorgt.

Kassenpreis für Herren 60 Pf., Damen 40 Pf., Zuschauer 30 Pf.

Karten sind zu haben beim Barbierherrn Blume, Budau, Barbierherrn Scheuk, Budau (Zielf), Barbierherrn Ferschland, Budau (Zielf), Herrn Restaurateur Mollenhauer, Magdeburg, Kaiserstraße, Herrn Weiner, Cigarrenhof, Sudenburg, Breitenweg.

Luisen-Park.

Heute Sonntag von 3 Uhr ab: **Tanz**

bei gut besetztem Orchester.

Meine große Redoute

findet Montag, 5. Februar, statt. Für Ueberraschungen ist bestens gesorgt.

Der Sudenburger Musikverein Fortuna hält seinen diesjährigen

Maskenball

am Sonntag, den 28. Januar

zu Lemsdorf im Gasthof zum Deutschen Kaiser ab.

Für beste Unterhaltung und Ueberraschung ist gesorgt.

Herr Wolfmar wird mit seiner reichhaltigen Masken-Garderobe im Lokale anwesend sein. Anfang prächtige 6 Uhr. - Ende: wenn's aus ist.

Heute Sonntagabend:

Narren-Abend, verbunden mit **Bockbierfest**.

Heinrich Springemanns Restaurant

Magdeburg - Alte Neustadt, Moldenstraße Nr. 5.

Gesellschafts-Salon Weisser Hirsch.

Grosser Tanz.

Zerbster Bierhalle

Telephon 2112.

Sonntag:

Telephon 2112.

Öffentlicher Tanz.

Hierzu ladet ergebenst ein

Franz Königstedt.

Meine Redoute

findet am 12. Februar statt.

Friedrichslust

Leipzigerstraße 52.

Telephon 2407

Heute Sonntag Tanz.

Ergebenst ladet ein

W. Gens.

Meine Redoute findet am 29. Januar statt.

Drei Kaiser-Bund.

Sonntag Tanz.

Ergebenst ladet ein

71

E. Hartmann.

Meine Redoute

findet am Mittwoch, den 14. Februar statt.

Neid's Etablissement

(Inhaber H. Brüning).

Heute Sonntag von 3 Uhr ab: **Tanz.**

Neid's Etablissement

(Inhaber H. Brüning.)

Meine Redoute

findet Montag, 5. Februar, statt.

Gesellschafts-Salon Weisser Hirsch

Heute Sonntag **Tanz.**

Hierzu ladet freundlichst ein

Bernhard Spröde.

Lemsdorf. Zum Deutschen Kaiser.

Heute Sonntag:

Tanz bei großer Orchester-Musik.

Gross-Ottersleben.

Strumpfs Restaurant.

Sonntabend, den 27. Januar, abends von 7 Uhr ab:

Tanzmusik.

Sonntag, den 28. Januar, nachmittags von 3 Uhr ab: **Tanzmusik.**

Heute und folgende Tage:

Ausschank des vorzügl. Rixi-Bockbieres

Ergebenst ladet ein

à Glas 15 Pfg.

Ernst Herrmann, Neustadt.

Walhalla
!!Seelöwen!!
Das Großartigste der Saison!

Walhalla
Parterre-Säle:
Jeden Abend:
Gr. Uk-Konzert

Cirkus-
Theater.
Heute Sonntag:
2 große Vorstellungen
Nachm. 4, abends 8 Uhr.
Zur Nachm.-Vorstellung kann jeder Erwachsene 1 Kind frei einführen.
In beiden Vorstellungen:
Das Riesen-Prachtprogramm.
Tageskasse 11-1 Uhr.

ganzen Dienstag zur Verfügung, um zwei Löwenfelle zu kaufen, und bist Mittwoch früh oder nachmittag wieder hier. Abends kannst Du an der Gesellschaft teilnehmen. Ich bestimme Hamburg deswegen, weil Löwenfelle sicherlich sehr wenig gekauft werden und anderwärts gar nicht zu haben sind. Sicher ist sicher. Nein — schweige!"

Er ging an seinen Sekretär, auf dem viele Karawanen-Kürbisse standen, und holte aus einer Schublade tausend Mark in Banknoten. Mit einem schmerzlichen Zug im Gesicht deponierte er sie zwischen die Kaffeetasse und den Kaffee. "Meine Ferienreise," sagte er wehmütig, dann erhob sich seine Stimme zum lauten Donner: "Aber bring sie mir! So wie die Sache liegt, muß ich die Felle im jeden Preis haben; es ist ganz undenkbar, daß ich die Felle am Mittwochabend nicht habe, das wirst Du einsehen?"

Er steckte mir das Geld in die Tasche, holte meinen Hut und Ueberzieher, machte die Thüre auf und warf mich hinaus: "Es ist Zeit, adieu Hans!"

Sein Wort brachte ich heraus. Ich stand so völlig unter dem Namen der Ueberzeugung, daß von den Löwenfellen freilich abhing, ich war so ganz und gar von der eindringlichen Rede des Verliebten hypnotisiert, daß ich als gefügiges Medium allem zunichte mußte und unter der Herrschaft dieser gewaltigen Suggestion mit keinem Wort zu protestieren vermochte. Draußen auf der Straße nahm ich den Hut ab, ließ den Morgenwind um den Kopf streichen und erwachte langsam wie aus einem abgrundtiefen Schlaf. Mein erster unabhängiger Gedanke war der, Fritz sei verrückt geworden; mein zweiter, daß ich sicher nicht den Rufmord begehen würde, nach Hamburg zu fahren. Diesen beiden Gedanken schloß sich als manifeste Neugier eine Verbalinjurie mich betreffend an. Aber allgemach wurde das Gefühl in mir rege und imprägnierte mich gewissermaßen: er muß doch wohl die Felle haben.

Es war kaum eine Stunde vergangen, da klopfte ich in der nächsten größeren Stadt die Thüre eines Pelzwarenlabens auf und steuerte direkt auf den Besitzer los:

"Haben Sie Löwenfelle?"

"Löwenfelle?" Ein Schatten von Erlaunen lag auf seinem Gesicht. "Löwenfelle sind momentan nicht auf Lager,

da wenig gefragt, aber können wir Ihnen Eisbär in prima Ausführung warm empfehlen."

"Nein," sagte ich dem Redegewaltigen, "Eisbär kann ich nicht brauchen."

"Schön. Es stehen dem Herrn Löwenfelle in drei Tagen zur Verfügung, wenn Auswahlforderung in Auftrag zu geben belieben."

"Was kostet ein Löwenfell?" forschte ich mit geheschem Gleichmut. Es hätte mich jemand todschlagen können, ich würde nicht gewußt haben, ob ein solches Fell zwanzig oder zweihundert Mark kostet.

Der Mann blätterte in einer Preisliste und sagte: "Löwenfell mit Klauen, Augen, Nachen, prima, ab hier, tausend Mark."

Ich wäre trotz des Gleichmuts fast auf den Rücken gefallen. Der Mann schien es zu bemerken, denn er legte mir wieder Eisbär warm ans Herz. Nach einigen Sekunden der Fassung hielt ich folgende Rede:

"Können Sie mir bis Mittwoch um 10 Uhr vormittags zwei Löwenfelle liefern, zweiter oder dritter Qualität, ohne jegliche Garnierung, meinethalben schadhalt, telegraphisch zu bestellen und per Eis- oder Expressgut oder durch eine Perion hierher zu schaffen? Aber bis längstens 10 Uhr früh übermorgen."

Der Mann blätterte eifrig in seinem Mentor und murmelte: "Tiger, Tiger, Bär, Eisbär, Panther, Rhinoceros, Rhinoceros — hier: Löwenfelle roh. hm! Und bis Mittwoch früh?"

"Ja, keine Stunde später wie zehn Uhr."

Er legte die Hand an den Kopf und kallulierte: "Wenn ich meinen Vurichen hinschide, geht es."

"Und der Preis?"

Er verlor von neuem ins Grübeln, dann stötte er mit halber Stimme: "Mit Spesen und allem, zweite Qualität, roh, neunhundert Mark."

Der Mensch muß mich scheußlich bemogelt haben, denn er lächelte so ehtlich.

Mittwoch nachmittags stolzierte ich durch die Bahnhofstraße Rheinbergs und hinter mir humpelte ein Dienstrmann mit einem Gepäckstück auf der Schulter, das aussah wie ein

in Papier eingewickeltes 25 cm-Geschloßrohr. Fritz war nicht zu Hause. Nachdem ich die Mähre auf das Sopha gebettet hatte, kam das Gefühl einer gut vollbrachten That und eines riesigen Hungers über mich. In Vertreibung des Hausherrn ließ ich die alte Grete anfragen, was gerade da war. Fritz traf mich in emsiger Arbeit, stürzte freudestrahlend auf mich zu und brüllte: "Hurra, Vittoria!"

"Jawohl", nickte ich, "hier sind sie", und machte eine stolze Handbewegung nach dem Geschloßrohr hin.

Sein Blick irrte auf das Fellpaket, und eine leichte Enttäuschung zeigte sich auf seinem Gesicht: "Ach so, die Löwenfelle, richtig ja; was kosten sie denn?"

Das kommt mit offenbarem Mißbehagen heraus; sein strahlendes Aussehen hat sich in ein verlegenes, gedrücktes umgewandelt.

"Nun natürlich," antworte ich erregt, "die Löwenfelle, denen ich drei Tage nachgefagt bin. Neunhundert Mark kosten sie."

"Neunhundert Mark?" Er ist sehr erschrocken. Sein Gesicht wird immer länger. Ich habe die Empfindung, daß sein Hurra gar nicht meinem Erfolg gegolten hat.

"Jawohl", rufe ich ärgerlich, "neunhundert Mark! Aber erlaube mir eine bescheidene Frage, ist ein ernstes Leiden bei Dir zum Ausbruch gekommen?" Und ich mache eine Verwegung mit dem Zeigefinger über die Stirne hin.

Er setzt sich neben mich, drückt mit der ihm eigenen Wacht meine Rechte und sagt in warmem Tone:

"Verzeihe mir, Hans! Höre zu. Kaum warst Du fort, da ließ mich der Professor rufen, weil er einen Influenza-anfall hatte. Ich sage Dir, er ist ein prächtiger Mensch.

Ein Wort gab das andere, und so erfuhr ich, daß er in seiner Heimatstadt eine Braut hat. Was ich mir zusammengejabbelt, hatte die Eifersucht mir eingegeben. Abends besuchte ich ihn wieder, denn es drängte mich ordentlich, vor dem wichtigsten Schritt meines Lebens ihm zu beichten.

O Gott, was hat er über die Löwen gelacht, obwohl er 30 Grad hatte! Und so sind die Löwenfelle überflüssig geworden, und ich habe mir gelobt, niemals mehr zu lügen; aber die 900 Mark sind eine gerechte Strafe für mich.

Du aber gehst mit mir zu Antirichter's, denn seit gestern Abend bin ich glücklicher Bräutigam." —

Ein neuer Posten Buckskin-Reste

für Herren- und Knaben-Anzüge

ist wieder eingetroffen.

1 Posten Cheviot, u. a. elegante Genre, früher ca. 7.50-9.00 per Meter	jetzt 4.50, 6.00.
1 Posten Buckskin, feineres Herren-Genre, früher ca. 5.50-7.50 per Meter	jetzt 4.00, 5.00.
1 Posten Buckskin-Diagonal, früher ca. 4.50-6.00 per Meter	jetzt 3.00, 4.50.
1 Posten für Knaben-Anzüge passend zc., früher ca. 2.25-3.00 per Meter	jetzt 1.50, 2.00.

Serner empfehle grosse Posten

Schwarze u. farbige Damen-Kleiderstoffe, einfache u. elegante Genre zu ganz bedeutend herabgesetzten Preisen.

Breiteweg 181, 1 Treppe J. Kirstein Breiteweg 181, 1 Treppe

Eingang nur Simeckreichstraße.

Eingang nur Simeckreichstraße.

Zur Winter-Saison empfehle mein reichhaltiges Lager in **Paletots- und Havelocks-Stoffen** Eskimo, Krimmer, Loden etc.

Täglich Eingang von **Hosenstoffen** * Specialität: * H. schwarz Kamengarn u. Cheviot

Anzug- u. Hosenstoffen

Oskar Bruch, Kaiserstr. 12.

H. Reichardt
Schuh-Geschäft
Neustadt, Breiteweg 120a
empfehle großer Auswahl
Schuhe und Stiefeln
in solider Ware zu billigsten Preisen.

Arbeitsnachweis der Gewerkschaften
Anentgeltliches Anstaltsbureau
Kleine Klosterstraße 15, parterre. Eingang durch den Saal rechts.
Sprech-Anstalt: 1409
Geöffnet: Vormittags 9-1 Uhr, nachmittags 3 1/2-7 1/2 Uhr.
Kostenlose Arbeitsvermittlung für Arbeitnehmer und Arbeitgeber beiderlei Geschlechts sowie kostenlose Anstalt in Sachen der Unfall-, Invaliditäts- und Krankenversicherung, Privatfachen, Armenrecht, Mietsverhältnisse, Dienstboten-, Lehrlings- und Lohn- und Arbeitsangelegenheiten.
Gesucht werden:
Tischler auf seine Möbel, Schuhmacher (selbständig), Böttcher auf Geschirre, 3 Topfer (Dreher auf Töpfe), Barbier, Knecht, Stellmacher, Wäschmachers, Dienstmädchen und junge Aufwärterin.

Städt. Arbeitsnachweisstelle
unentgeltlich. Bei der Hauptwache Nr. 5
Anspruchsberechtigt: Rathhaus Nr. 2156-2155.
Männliche Abteilung: 11-12 Uhr vorm. und 3-6 Uhr nachm.
Weibliche Abteilung: 11-12 Uhr vorm. und 3-6 Uhr nachm.

Es werden gesucht:
Männliche Abteilung:
Wahre Handwerker, Zimmer- und Klempner, Drechselstuhler und eine große Anzahl Beschläge.
Weibliche Abteilung:
Zustellende Personen aller Berufs- und Stände für häusliche und geschäftliche Arbeiten etc. etc.

Möbel-Eisler
Richard Saalfeld
Selmstedt.
Eine Anzahl leichter Möbel-Eisler findet sofort gute, event. dauernde Abnahme in der Möbelfabrik Richard Saalfeld Selmstedt.

Schachtmeister
gesucht. Offerten unter R. 80 an die Expedition d. Bl. erbeten.
Bauer und Anstaltler gesucht von W. Nagel, Badstr. 14.
Wahrschau nach Kunden Alte Neustadt, Schifferstraße 5, vorn, 1 Tr., 18.

Zahnschmerz
höchster Zahne besitzet sicher sofort **Kropp's Zahnwatte** (20% Carvacrolwatte) a Fl. 50 Pf. nur echt zu haben in allen Apotheken und Drogerien. Nimmt nichts anderes, nur Kropp allein ist sicher wirksam.

Stadtsamt.
Magdeburg, 26. Januar.
Aufgebot: Buchh. Karl Hoedel mit Anna Grube hier. Buchh. Adolf Banse

Sudenburg, 26. Januar.
Aufgebot: Arbeiter Josef Ott mit Wwe. Varnsdorff, Anna, geb. Kracht hier.
Todesfälle: Ver. Agent Wilhelm Lange, 39 J., 1 M. 23 T., Torgel des Straßenschildschaffners Karl Döblin, Robert, 52 J., Arbeiter Karl Maiken, 1 T., Kaufmann Hans Haack, 44 J., 15 T., Ver. Kommissar Friedrich Arentag, 53 J., 11 M., 10 T., Arbeiterin Vertha Boese, unverhel., 39 J., 2 M., 7 T.

Wulfen, 26. Januar
Geburten: Elsa, T. des Schlossers Ed. Horn, Ehe. T. des Cigarrenhändlers Hans Lud., Ehe. T. des Schlossers Adam, Wilhelm, T. des Schneiders Stephan Lange, Frieda, T. des Schlossers Wilh. Tol., Ehef. T. des Arbeiters Josef Hingweiler.
Todesfälle: Huldegard, T. des Lithographen Hermann Kuhn, 4 J., 3 M., 25 T., Frieda, T. des Landwirts Friedrich Vödel, 21 T.

Neustadt, 26. Januar.
Geburten: Maria, Wwe. Wilh. Hermann, 30 J., 2 M., 27 T., Ehef. T. des Kaufmanns August Schickel, Ehef. T. des Eisenbahn- u. Bauers Karl Mayer, Elsa, T. des Bauerschmieders Karl Heniger, Albert, S. d. Eisenbahn- u. Bauers Richard, S. d. Bäckers Wilh. Luge, Gertrud, T. d. Tagelöhners Wilh. Schumacher, Lucie, T. d. Arbeiter Christian Wohlhab, Martha Marie Friederike, unchel. Ernst, S. d. Wäghers August Stufschke.
Todesfälle: Arb. Karl Schönmann, 18 J., 7 M., 15 T., Schuhmachermeister Joachim Grodmann, 62 J., 5 M., 8 T.

Craun.
Geburten: Ernst Richard Franz, S. des Arb. Hermann Hiemann hier, Carl Wilh., S. des Aufsehers Karl Stiele hier, Friedrich Wilh. Kurt, S. d. Eisenbahn- u. Bauers Wilh. Wittenberg hier, Georg Henry, S. des Arb. David Budberg in Preßler.
Todesfälle: Wd. Walter Sahlmann hier, 9 M., 20 T., Handelsmann Wilhelm Haucendorf hier, 50 J., 3 M., 14 T., Ww. Wilhelme Deizer geb. Volkhardt hier, 85 J., 9 M., 18 J., Frieda Marie Ella Bernede hier, 8 J., 3 M., 21 T.

Sudenburg.

Zur Konfirmation

empfehle ich:

Schwarze und farbige reinwollene Kleiderstoffe, die No 6 Meter von 4.80, 5.40, 6.00, 7.00, 8.00 Mk. an.
 Farbige und weiße Unterröcke von 1.45, 1.80, 2.10, 2.40 Mk. an.
 Korsetts 1.20, 1.40 Mk.

181

Sämtliche Wäsche-Artikel billig.
 Jede Konfirmandin erhält ein Zohrentuch gratis.

Max Kraft, Sudenburg, Breiteweg 40.

Kleiderstoffe

schwarz und farbig 178

neueste Sendungen.

Riesen-Auswahl bei Ausnahmepreisen.

Carl Friedrich

54 Breiteweg 54.

Fr. Kolbe's

Erste galv. elektr. Heilanstalt nach Dr. Dr. von Alimonda,

Jakobsstr. 39, I. Breiteweg 232, part., am Fasselbadplatz, und Burg, Johannisstr. 15

garantiert sichere Erfolge bei allen inneren und äußeren Leiden, selbst bei veralteten chronischen Uebeln, wo die Kunst des Arztes oder sonstige Anwendung eines Heilverfahrens ohne Erfolg geblieben.

Ueberraschend und großartig sind die Erfolge bei Nerven-, Gemüths-, Asthma-, Herz-, Lungen-, Leber- und Nierenleiden, sowie Blasen-, Zucker-, Darm- und Magenkrankheiten, Blutfluß, Blutstockungen, Bleichsucht, Gelbsucht, Wassersucht, Taubheit, Stottern, Krämpfe, Weitsicht und Geisteschwächen, Migräne, Husten, Schnupfen, Sehschwäche, Rheuma, Gicht, Frost-, Brand- und Insektschäden, Augenleiden (aller Art), Männer- und Frauen-Geschlechtsleiden, Flechten und sonstige Hautkrankheiten, Beinleiden (offen und geschwollen), Influenza, Diphtheritis, Scharlach, Masern usw. in kürzester Zeit ohne Verunstaltung und gänzlich schmerzlos.

Geöffnet von 9-12 vorm., 2-8 nachm. Sonntags von 9-2 Uhr. Vertreter der Fabrik für patent. Alimonda-Apparate.

Carl Julius Braun

Leber-, Schäfte- und Schuhmacherbedarfsartikel-Handlung

Buckau, Schönebeckerstraße Nr. 48

hält sich bei Bedarf bestens empfohlen.

3647

Neu eröffnet!

Belagerung von Paris.

Anfall der Franzosen am 2. Dezember 1870.

Panorama, Kaiser Wilhelm-Platz.

Grösste Sehenswürdigkeit in Magdeburg.

Offen von früh 9 Uhr bis abends 8 Uhr täglich.

Eintrittspreis 1.05 Mk. incl. städtischer Billetsteuer, Militär und Kinder 50 Pf.



D. Thompson's Seifenpulver

spart Zeit und Geld!

Unübertreffliches Wasch- u. Bleichmittel,
 'Alfain' echt

mit Namen **Dr. Thompson** u. Schutzmarka Schwän.
 Vorsicht vor Nachahmungen!

Zu haben in allen besseren Colonial-, Droguen- u. Seifenhandlungen.
 Alleiniger Fabrikant: **ERNST SIEGLIN** in Düsseldorf.

Empfehle meine hochlegante

Därme-

Leber- u. Gewürz-
 Handlung
 von
H. Reich
 Magdeburg
 Wilhelmstr. 15.

Fernsprecher 1236.

Möbel- Einrichtungen

größte Auswahl
 in den großen Läden
 von
J. Mook
 jetzt nur
 Jakobstraße 51
 dicht am Alten Markt.

Theater- und Maskengarderobe

bei billigster Preisstellung zur fleißigen Benutzung.
 Achtungsvoll 15

Carl Franke.

1. Geschäft: Kurfürstenstraße 34
 2. Geschäft: Jakobstraße 5 u. Große Marktstraße 14.

Franz Brück Nachf.

Magdeburg, Stephansbrücke 2425

empfehle sein reichhaltiges Lager in allen Arten

Wand- u. Sek-Uhren, Regulatoren,
 Musikwerken, silbernen u. goldenen
 Herren- und Damen-Uhren, Ketten,
 Perlen, Granaten, sowie alle Arten
 Goldwaren



der konstant. auch wöchentliche resp. monatliche Teilzahlung gestattet. Reparaturen prompt und billig.

Zur Anfertigung sämtlicher

Tischler- u. Arbeiten

Bau u. Möbel
 sowie Särge in all. Preislagen
 empfiehlt sich 130

Andreas Krull

Magdeb.-Sudenburg, Dr. Weg 116.

Olvenstedt.

Dem geehrten Publikum zur Nachricht, daß ich das
 Geschäft meines Bruders **Karl Arnold** übernommen habe
 und bitte bei Bedarf mich zu beehren. 83

H. Arnold.

Von Haus zu Haus

empfehle ich durch

Güte und Billigkeit

Max Häuslers täglich frisch gerösteter Kaffee

sowie

Thee, Kakao und Schokolade.

Die bequeme Lieferungsweise frei ins Haus ist für jede Hausfrau angenehm Für sämtliche feinere
 Kaffeesorten Lieferung

Elegante Kaffeedosen, leihweise ohne Pfand.

Magdeburg-
 Neustadt **Max Häuslers Kaffee-Versand-Geschäft** Magdeburg-
 Neustadt
 Filialen
 Fernspr. 2179. in Berlin und München. Fernspr. 2179.

Gelegenheitskauf-Geschäft

A. Karger

8 Gr. Marktstraße 8.

Zur Konfirmation

sind folgende Posten neu eingetroffen:

Grosse Posten

155 schwarze reinwollene Kleiderstoffe
 in glattem Hochseer Cheviot Tröp bis zu den feinsten Mohairs,
 einfarbige reinwollene Kleiderstoffe
 sämtliche neuer, moderner Farben bis zu den besten Qualitäten.

Neuheiten in Kleiderstoffen

bis zu den feinsten abgepaßten Roben.

Unterrocke und Unterrockstoffe, Korsetts,
 Shawls und Tücher.

Ferner für Knaben:

Buckskins, Raummgarne, Cheviots
 darunter große Posten Reste, nur gute reinwollene Qualitäten,
 außerordentlich billig.

Oberhemden, Kragen, Manschetten,
 Chemisets und Serviteurs sehr billig.

Die Zeitungszeitung

Nr. 4

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1900

Im Bruch.

Roman von Heinrich Krzyzanowski.

(Fortsetzung.)

Einige Minuten später fand sich auch Crescenz ein. Sie war ruhig, ernst, nichts deutete auf eine vorangegangene Störung oder Erregung. Ohne ein Wort zu reden, stieg sie auf, rüfzte an ihren Korb und zog ihre Handtasche an. Nennlich schweigend zogen sie weiter. Bald wurde der Wald spärlicher, Kiefer und Wiesen zeigten sich, noch eine Meile und sie waren in Georgententh; so hieß das Dorf, wo die Verwandten Crescentia's wohnten. Sie wies ihn das Gehöft, wohin er zu lenken hätte. Es war einschüchternd als die übrigen und durch einen kleinen Eselstall auf dem Dache des Hauptgebäudes ausgezeichnet. Als sie durch das breite und hohe Thor einfuhren, schlug der Hund an, aber eine Magd rief ihn in seine Kette zurück und stellte sich vor deren Doffnung, daß die Aufkommlinge frei in das Haus treten könnten. Als bald erschien auch der Besitzer des Hofes selbst, bewillkommnete sie, ließ einen Knecht das Pferd in den Stall führen und den Hund von der Kette lösen, daß Niemand von den Gästen durch denselben belästigt würde, worauf er seine in die große Stube geleitete. Gabriel wollte sofort an sein Geschäft, was aber der Bauer nicht zuließ, man müsse unter Verwandten nicht so streng thun, sagte er, und Alles habe seine Zeit. Milch, Brot und Butter wurde aufgetragen, die Wänerin und zwei halbwildische Knaben, ihre jüngsten Kinder und hieben erst gewaltsam, vernehrten die Gesellschaft, Crescenz begrüßte, wurde begrüßt und benetzte Gräße, es ging an's Fragen, Erzählen und Schenken, und ehe man sich dessen verah, war es Mittag geworden.

Gabriel ertug die Verzögerung ungern, er hätte am liebsten, wenn es schon so sein mußte, erst nach Beendigung der noch zu leistenden Arbeiten, und nachdem man über die Rechnung einig geworden, in eine Unterhaltung eingelassen. Aber daran war nicht zu denken: auch das Mittagmahl mußte verzehrt, und dann erst zeigte sich der Hausherr willig, zu Geschäftliche abzuhandeln. Die Arbeiten waren übrigens sämmtlich geringfügig, und was die Rechnung betraf, so wurde dieselbe ohne erhebliche Abzüge angenommen und beglichen. Gabriel hätte ihm heimzuführen können und wollte es auch. Dagegen erhob jedoch sein Wirth verschiedene Einwendungen: Eine Stunde wenigstens sollte er noch bleiben, dabei verbrenne ja nichts, und wer könne wissen, wann er wieder einmal herauskomme; auch möge Crescenz noch nicht aufbrechen. So beschied sich dem Gabriel, noch eine Weile zu verziehen, und begab sich in die Stube, wo Crescenz und die Uebrigen bereits beim Mahle saßen. Er stammte heimlich, wie wohlgenuth sie war. Sie hatte ihr kleines Handtäschchen als einen Hut aufgesetzt, ein Band durch dessen beide

Seiten gezogen, dasselbe unter dem Kinn zusammengebunden und verscherte ihren Wethern, welche sich über Form und Größe des Mörbchens verwundert hatten, daß dies ein Hut neuester Mode, der wirkliche Hut dagegen nur für eine Reise auf's Land gemacht sei. Da sich die Knaben etwas ungläubig anstellten, so erlaubte sie noch allerlei lustige Geschichten.

So mochte wiederum eine Stunde vergangen sein, als Gabriel aufstand und an die Heimkehr erinnerte. Während der Wirth und seine Frau neue Einwendungen machten, waren die beiden Knaben hinausgelaufen, das Köchige zu besorgen, kamen jedoch bald wieder mit der Meldung, es sei ein Wetter im Anzuge. Das Klang für Gabriel sehr unangenehm. Er ging sogleich in's Freie, sah den Himmel anzufragen. Eine schwere, schwärzliche Wolkennasse rückte bedrohlich von Süden her, der Donner rollte leise, aber ohne Unterbrechung über die ganze Breite des Horizontes von West nach Ost hin. Es war nicht räthlich, einzuspannen.

Die Wirthsleute schienen über den Aufschub erfreut, auch Crescenz heizte sich damit zufrieden. Gabriel allein war ärgerlich. Wenn er lange aufgehalten wurde, so war er gezwungen, die Nacht hier zu verbringen. Eine Nacht, die in die Nacht hinein gedauert hätte, mochte er nicht unternehmen, theils weil er den Weg nicht genau kannte, theils — und dies fiel besonders schwer in's Gewicht — weil er Gedanken trug, Crescenz, die ihm heute so große Muth bereitete hatte, im Dunkel heimzuführen.

Das Gewitter hatte indessen unter heftigen Windstößen, aber ohne Regen begonnen. Erst nach einer halben Stunde etwa kröpfelte es und gleich darauf verhielte ein Guß, der fast ein Wolkennbruch zu nennen war, das ganze Thal. Die Mitter folgten einander so rasch, daß ein einziges, bald gelbes, bald bläuliches Licht in dem Sturme zu flackern schien, der Donner rief nicht ab, doch hörte man mehrmals an besonders heftigem Strachen oder Knattern, daß es in der Nähe eingeschlagen habe. Man wünschte sich Glück, unter Dach geblieben und vielleicht einem Unglücke, sicherlich aber einem unwillkommenen Bade entgangen zu sein.

Crescenz saß neben ihrer Gevatterin in der Ecke hinter dem Tische. Sie hatte das Mörbchen vom Kopfe genommen und sprach gelassen über alltägliche Gegenstände. Der Bauer saß ihr gegenüber, Gabriel aber ging zumeist in der Stube auf und nieder, machte einmal an einem Fenster, dann an dem Tische Halt und sagte Dies oder Jenes, wie es sich gerade schickte. Es war über genug um ihn bestellt. Die alte Zorge rührte mächtig in seinem Gebirn und in seinen Ohren klang es wie der verlorene Hörnerschall, von welchem Crescenz vor fünf oder sechs

Stunden nicht gerade geheimnißvoll, wie er meinte, gesprochen hatte, eine traurige Weise, die von nichts jung, als von zerbrochenem Glück und friedloser Zukunft. In diesem Sinne wenigstens deutete er sich ihre wunderlichen Reden, ob er es gleich an Ginstwürfen gegen die Deutung keineswegs fehlen ließ.

Audem wurde er nur allzubüßig an ihr und an sich selber irre. Es wollte ihm, so oft er sie ansah, nicht in den Kopf, daß sie, die vorher nur Heiterkeit gewesen und jetzt nur Ruhe war, in Wirklichkeit nichts von beiden hätte sein sollen, ja er mochte nicht einmal das glauben, daß sie einer heftigen Leidenschaft fähig sei. Nach seiner Vorstellung war Crescenz ein bis zur Durchsichtigkeit Klares, warmfühlendes, aber nicht heißblütiges Geschöpf, einem stillen, freien Herbstmorgen zu vergleichen, an dem von Stürmen nicht die Rede sein kann. So heftige Windstöße gar, wie der vom heutigen Vormittag, schienen ihm vollends der Regel ihres Wesens zuwider zu laufen, ja, noch mehr: selbst wenn er es über sich brachte, diese Regel dahin abzuändern, daß sie Crescenz überhaupt Leidenschaft möglich war, so dachte ihr ein Losbrechen, wie das heutige, nicht genügend vorbereitet. Ein so unbändiges Ausbrechen mußte sich schon lange vorher und viel deutlicher ankündigen, als es geschehen war, konnte auch nicht so bald bis auf die letzten Spuren verschwinden. Vielleicht war irgend ein ganz zufälliges, ihm unbekanntes Ereigniß, mit welchem er in keiner Weise etwas zu thun hatte, die Ursache jener seltsamen Störung, ein Ereigniß, bei dem die Mächtigkeit und Stärke der Wirkung nicht verwunderlich war.

Er dichtete ihr eine Liebe an, die schlimmsten Falles, denn Crescenz durfte ihm ja überhaupt nicht lieben, der seinigen gleich, als diese noch in voller Blüthe gestanden hatte. Das armenliche Pflänzlein war nämlich bereits völlig verdorrt, eine Thatsache, die Gabriel nur ungern bekannte, da es doch seine einzige Freude gewesen war. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß der trodene Stengel noch einmal treiben möchte, ja diese Hoffnung steigerte sich mitunter, wenn er sich mit seinen Gedanken über das durchsichtige und leidenschaftslose Wesen Crescentia's bis in ein glückliches Nebelland verfliegen hatte, bis zur Erwartung. Er suchte dann allenthalben nach Gründen, seine seltsame Liebe zu rechtfertigen, was ihm bei der Muthlosigkeit und, was er allerdings in Abrede zu stellen suchte, der Muthlosigkeit derselben nicht schwer fiel.

Kurz, er vertrieb sich die Zeit mit dünnen und haltlosen Einbildungen, von denen er freilich immer wieder zur Wirklichkeit zurückkehren mußte, sowie mit einer stillen Disputation, wie er und wie Crescenz lieben dürfe.

Die Natur aber fragte nicht nach seinem Dürfen und Nicht-Dürfen! Gabriel, trotzdem er so nachdenklich und beklümmert auf und nieder schritt, empfand seiner Schwägerin gegenüber nichts Anderes als die Schwägerenschaft; sie jedoch schaute ihn gelassen zu und ihre Gebanten verschlangen sich mehr und mehr, ein Räthsel.

Sie sprach jetzt noch weniger als früher, auch ihre Partner waren stille geworden. Alle schienen auf das Geräusch des Regens zu horchen, der noch immer in schwerer Menge niederströmte.

Da Gabriel, sobald er des allgemeinen Schwelgens inne ward, sich durch dasselbe gedrückt fühlte, so ließ die Schuld davon belassen, so wandte er sich an den Bauer und fragte ihn, ob er das Heu schon heringebracht habe. Dieser bejahte, worauf Gabriel noch andere Fragen stellte, welche bald ein Gespräch über Gegenstände der Landwirtschaft herbeiführten. Crescenz folgte demselben mit ruhiger Aufmerksamkeit, wunderte sich aber schliesslich, wie ein Schlosser zu solchen Kenntnissen gelangt sei. Er entgegnete, daß er das selbst nicht wisse, worauf der Bauer meinte, dergleichen komme nach und nach, eine Erfahrung, mit welcher man sich zufrieden gab.

Der Regen hatte unterdessen nachgelassen, und plätscherte nur mehr. Bald hörte er ganz auf, der blaue Himmel wurde wieder sichtbar, und abendlicher Sonnenglanz erfüllte das Thal. Die Vögel zwitscherten.

„Wollen wir nicht in den Garten gehen?“ fragte Crescenz.

„Es wird naß draussen sein,“ wandte der Gevatter ein.

„Wir sind nicht so zärtlich!“ entgegnete Crescenz.

Sie gingen hinaus. Der Garten lag hinter dem Hause, war von der Größe eines Joches und enthielt, was dergleichen Gärten zu enthalten pflegen: Einige Nissen, Rosenstauden, Sonnenblumen, Gemüßebeete, einen kleinen Grasplatz und mehrere Obstbäume, zwischen denen Stricke ausgespannt waren, bestimmt, die Trockenväsche zu tragen. Eine aus Latex hergestellte Laube, mit Schlingpflanzen bürstig überwachsen, war noch an das Haus angebaut und öffnete sich nach der entgegengesetzten Seite. Crescenz schlug vor, den Abend über in der Laube zu bleiben, womit sie nach einigem Widerstreben von Seite ihrer Verwandten, welche als echte Bauern die Stube vorzogen, auch durchdrang.

„Es ist mir lieb,“ sagte Crescenz zu Gabriel, „daß wir in's Freie kommen. Drinnen war es so dumpf.“

Neben dem Garten lag ein Feld, welches unter seinen Palmen eine große Menge schöner Matschrosen trug. Crescenz bezeugte Verlangen nach den rothen Blumen und wollte hingehen, einige zu holen. Gabriel warnte sie vor dem leuchtigen Boden, auch würden die Blumen, kaum gepflückt, schon die Blätter verlieren. „Ein Augenblick ist auch nicht zu verachten,“ meinte sie darauf. Da sie nach diesen Worten dem Felde zueilt, so ließ ihr Gabriel voraus, brach in der Geschwindigkeit ein Dugend oder mehr Matschrosen und reichte ihr dieselben. Sie dankte höflich und besaheden gleich einer Fremden, ja schien durch seine Gefälligkeit überrascht zu sein. Als sie in der Laube angekommen waren, steckte sie die Blumen theils in das Haar, theils in den Busen, wobei ihr die Gevatterin wohlgefällig zuzuckte.

Es war mild und freundlich draussen, das Gewitter hatte die Luft nicht bis zum Frösteln abgekühlt. Die Sonne ging jetzt am reinen Himmel unter und die Glode auf dem Dache des Hauses läutete den Abend ein. Crescenz schien bewegt und weich, sie schaute gegen den Wald im Westen, durch dessen dunkles Grün noch ein lester, röthlich-gelber Schein glänzte. Als auch dieser verschwunden war, wandte sie sich zu Gabriel und der Gevatterin und wünschte ihnen guten Abend.

Das Nachtmahl versammelte die Familie zu den Gästen in der Laube. Doch harrie nur die Bäuerin diesen zu Ehren bei ihnen aus. Die Anderen entfernten sich mit Anbruch der Nacht.

„Warum sprichst Du kein Wort?“ kehrte sich die Wirthin zu Crescenz, als dieselbe allzu lange schwieg.

„Es ist so finster,“ antwortete Crescenz.

„Da können wir Rath schaffen,“ sprach Jene. Sie ging und kam bald mit einer brennenden Lampe zurück. „Es ist wahr,“ fuhr sie fort, die Finsterniß verleiht einem das Leben, und jetzt haben wir gar Neumond.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Crescenz.

„Aber noch nicht Alles,“ erwiderte die Gevatterin. „Man hat so wunderliche Gedanken im Dunkeln, daß man am Leben irre werden könnte, und es heißt nicht umsonst: Die Nacht ist keines Menschen Freund. Da sah ich einmal — aber wollt Ihr es auch hören?“

An der That schien es, als ob die Gäste ihren Worten keine sonderliche Aufmerksamkeit schenkten. Crescenz betrachtete gedankenvoll einige entblätterte Mohntubakken, die sie von der Brust genommen hatte, und Gabriel fuhr mit dem Nagel des rechten Daumens langsam an der Tischkante hin und her, wozu er ein sehr gleichgültiges Gesicht machte. Nichtsdestoweniger versicherten Beide, daß sie auf die Erzählung sehr begierig seien.

Aud die Bäuerin begann: „Es war kurz vor meiner Hochzeit, und ich stand etwa in meinem Alter, Crescenz, da sah ich einmal in die Dämmerung dahinter in der großen Stube. Es ging schon stark gegen den Spätherbst zu, und ich weiß nicht, wie es kam — kein Mensch ließ sich sehen. Sie mochten in den Scheunen, im Stalle oder sonst irgendwo eine Arbeit oder einen Zeltvertrieb haben. Ich hatte den ganzen Tag geschafft und war froh, eine Weile sitzen zu können. Daß ich so allein war, freute mich auch, denn so durfte ich doch ungehört an die nächste Zukunft denken, was mir nicht gerade häufig gestattet war. Draussen nebelte es, nichts rührte sich, und hier innen bei mir war es gleichfalls so still, daß eine Fliege großen Lärm gemacht hätte. Aber die waren alle schon abgestorben und ausgekehrt, es war also ganz ruhig, wie in einer Kirche. Ich dachte an, ich weiß nicht was, da höre ich ein Knispert unter dem Ofen, erst ganz leise und nur kurze Zeit, dann stärker und länger, und endlich knisperte es in einem fort. Eine Maus, denke ich mir und schaute nach dem Ofen hin, der mir gerade gegenüber stand. Nichtig, sitzt auch schon unser graner Stater dort, als ob er schon den ganzen Tag gewischt hätte, daß da eine Maus anschieben werde. Nun heißt es stille halten, denke ich mir wieder, rühre kein Glied und schau mir immer den Stater an. Der rührte sich auch nicht, aber seine Augen leuchteten mehr und mehr, und weil mir die Stube schon wie eine Kirche vorkam, so erinnerten mich diese Augen an die grünen Glasaugeln im heiligen Grab, hinter denen je ein Lichtlein brennt und die mir mein Lebtag höchst merkwürdig waren. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden, die Maus setzte etwas ab, bald jedoch knisperte sie wieder. Nun mag der Himmel wissen, wie es kam, daß ich über dem laugen Stillstehen und Schauen stage und Maus vergaß und nur das mehr in Gedanken hatte, was ich einzig sah: die grünen Augen. Zum ersten Mal in meinem Leben ward ich es deutlich inne, wie diese Augen auch im Finstern sahen, und mir wurde dabei ganz närrisch. Obendrein lagen mir die Grablampen im Kopfe, ich fing an zu grübeln und grübelte über Stagen- und Menschenaugen, über Tag und Nacht und Alles, was mir in der Welt hell und finster ist, und am Ende kam es mir vor, als ob Alles nur an den Augen läge, als ob sie Alles machten, was man sehen kann, worüber mir angst und bange ward. Und so verloren und irre war ich, daß ich sicherlich bis zum Morgen auf meinem Stuhle verblieben wäre, wenn man mich allein gelassen hätte. Aber da trat ein Knecht mit einer Stalllaterne herein und machte dem Ding ein Ende. Mir war den ganzen Abend nicht mehr wie sonst, und ich habe mich seit der Zeit immer gehütet, wenn es finster wird, allein zu bleiben.“

Die Bäuerin schwieg und wartete, ob Jemand etwas sagen werde. Da dies aber nicht geschah, so gab sie Crescenz einen leichten Schlag auf die Schulter und sagte: „Noch immer stumm?“

„Ach denke über Deine Geschichte nach,“ antwortete diese.

„Daß Dich! . . .“ rief die Gevatterin, „Du wirst Dir doch nicht über solche Dinge den Kopf zerbrechen?“

„Sie steckt heute voller Absonderlichkeiten,“ bemerkte Gabriel.

„Muß das Absonderliche falsch oder schlecht sein?“ erwiderte Crescenz.

„Das habe ich nicht gesagt,“ war seine Antwort.

„Aber nicht Jedem thut es gut.“

„Vielleicht bist Du einer von denen,“ sprach sie leiser.

„Nein, nein!“ versetzte er mit Bestimmtheit.

„Weder ich noch Du, noch sonst Eines von uns ist zu dergleichen geboren.“

„Gabriel, Gabriel! Ich fürchte, Du leuchtest mit der Stalllaterne!“

„Immerhin besser als in's Dunkle schauen!“ antwortete er, gestand sich jedoch insgeheim, daß sie nicht unrecht hatte.

„Wenn man aber ohne Stalllaterne sieht?“

„Bist Du denn eine Stabe?“

„Wenigstens habe ich Stagenaugen!“ antwortete sie.

Die Gevatterin, welche bisher ruhig zugehört hatte, konnte sich nun nicht mehr enthalten zu lachen. „Nein, das ist zu närrisch!“ rief sie und sagte Crescenz mit beiden Händen am Kopfe, um die feinsten Augen recht nahe zu betrachten.

„Nun?“ fragte Crescenz.

„Meiner Tren!“ erklärte Jene, „rund und grau!“

„Mit einem Strich in's Grüne,“ fügte Crescenz hinzu. „In der Schule nannten sie mich die Stabenäugige.“

„Vom Grünen sehe ich nichts,“ warf die Gevatterin ein.

„Das macht die Lampe!“

„Aber habe ich Dich denn noch nie bei Tage gesehen?“

„Vielleicht weiß es Gabriel?“ sagte Crescenz.

„Nein!“ antwortete dieser.

„Da wird es Dein Mann schon eher wissen,“ meinte die Bäuerin.

Crescenz bewegte die Lippen, als ob sie für sich selber etwas spräche, dann zog sie die Mohntuben aus ihrem Haar und legte sie vor sich auf die Tischplatte. Sie hatten bereits die Wässer verloren. Selbst heute Vormittag war Gabriel nicht so rauh abweisend gegen Crescenz verfahren. Mit den zweideutigen Anwandlungen des Nachmittags war es vorbei, er war gewissermaßen ganz Charakter geworden, was ihm bei seiner Verfassung allerdings nicht sehr schwer fiel. Crescenz schien denn auch in der That etwas verächtelt zu sein, redete wenig und das nur mit der Gevatterin. Nur einmal noch wandte sie sich zu ihm, aus folgendem Anlasse.

Einige Wollten umlängten die Lampe, stiegen an das heiße Glas, versengten sich, flogen zurück und wieder hin, wie es eben Wolltenbrauch ist. Crescenz wurde aufmerksam und ließ es sich angelegen sein, die Thierchen zu verschonen.

„Laß sie doch!“ sagte die Gevatterin. „Sie sind selbst schuld daran, wenn sie verbrennen.“

„Wenn ich doch das nicht hören müßte!“ antwortete Crescenz. „Aber so geht es in der Welt: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

Wiederum schien etwas Unglückliches in ihren Worten zu liegen, und Gabriel, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, nichts dergleichen passieren zu lassen, sagte daher: „Dennoch läßt sich, falls man ernstlich will, manches Unglück vermeiden.“

„Ja,“ entgegnete Crescenz, „gerade so meinte der Mann mit der Laterne, als er des Nachts in den Stall ging; und da ihm die Laterne entfiel, zerbrach und das Licht einen Haufen Stroh in Brand steckte, meinte er, das sei nur ein Strohfener. Aber der Hof brannte trotzdem ab.“

„Das ist ungereimtes Zeug!“ sagte Gabriel.

„Wag sein!“ gab sie zur Antwort. „Aber das ist eben das Unglück, daß sich so Vieles nicht reimen läßt.“

Die Gevatterin schüttelte den Kopf und sprach: „Ihr seid ein streitsüchtiges Volk und werdet, wenn wir sitzen bleiben, bis morgen früh nicht zu Ende kommen. Das Beste ist, wir gehen schlafen.“

Sie nahm die Lampe vom Tisch und ging voran. Als sie in der großen Stube angelangt waren, entfernte sie sich auf einen Augenblick, um aus der Küche zwei Kerzen zu holen.

Da sagte Crescenz: „Ich muß Dich heute noch sprechen, Gabriel!“ Er schien verwundert und unerschrocken.

„Ich muß,“ wiederholte sie dringender.

„Worüber?“ fragte er.

„Das sollst Du dann hören!“

„Und wo?“

„Auf meiner Stammer. Ich werde die Thür ein wenig offen lassen.“

„Crescenz!“ erwiderte er, „was soll das?“

„Ist es soweit mit uns, daß Du Bedenken nimmst?“ rief sie leise, aber heftig. „Ich sage Dir, Du kannst ohne Sorge sein, Gabriel!“ Man hörte die Bäuerin an der Thür.

„Wilst Du?“ fragte Crescenz noch einmal.

„Ich werde kommen,“ antwortete er.

Sie wurden in's erste Stockwerk geführt und jedem ein Gefäß angewiesen.

„Streitet Euch nicht!“ warnte die Gevatterin übergehend. „Die Wand ist so dünn, daß Ihr jedes Wort hören könnt, welches das Eine oder Andere laut sagt!“

Die beiden Frauen wünschten Gabriel gute Nacht. Er ging in seine Stammer und hörte, wie Jene nebenan noch sprachen, aber so leise, daß er nichts verstehen konnte. Er setzte sich auf einen Stuhl, um zu warten, bis die Bäuerin sich entfernte. Seine Aufregung war groß. Ihm war, als hätte ihn Crescenz mit einem Aude von der Höhe gerissen, von welcher herab er sie heute gemeißelt hatte. Ihre Miene war bedeutender, ihre Schönheit schöner geworden, alle Rechte waren ihr zugefallen, Alles hing von ihr ab. Er konnte diese Vorstellung nicht los werden, und ein tiefer Verdruß darüber, daß es so war, quälte ihn bis zur Unerträglichkeit. Fragte er sich, ob er sie noch liebte, so mußte er mit Nein antworten, dafür aber hatte er die Empfindung, ihr Schuldner zu sein. Die Fein der Erwartung, die Sonderbarkeit der Umstände, der Reiz des Geheimnißvollen spannten seine Nerven; nichts, was ihn hätte beschwichtigen können – und noch war die Bäuerin nicht weggegangen. Was sie doch so lange zusammen sprachen? Die Uhr auf dem Tisch gelehrt, folgte er dem langsamen Zuge des Sekunden-, dem unedelmäßig trägen des Minutenzeigers. Schon war eine Viertelstunde abgelaufen, noch fünf, sechs, sieben Minuten, da endlich hörte er, wie Schritte laut wurden. Die Thür des Nebenzimmers knarrte, das Schloß schnappte zu, die Schritte entfernten sich, jetzt waren sie auf der Treppe, jetzt im Hausflur, wieder knarrte eine Thür, schnappte ein Schloß, dann ist es ruhig.

Gabriel saß regungslos und lauschte: auch drüben war Alles still. Sein Herz pochte heftig und schnell. Es ward ihm schwer, nicht aufzuspringen und wenigstens auf und ab zu gehen. Er hörte nichts, gar nichts. Zehn lange Minuten vergingen. Jetzt wurde nebenan ein Fenster geschlossen. Sie mochte also bis nun aus dem Fenster geschaut haben. Leichte, schnelle Schritte wurden vernehmlich, es knarrte an der Klinke, die Thür wurde leise geöffnet. Der Augenblick war da.

Behutsam schlich Gabriel hinüber. Es war wohl der sonderbarste Weg, den er zeitlebens gemacht hatte. Als er in das Zimmer Crescenz's trat, sah er dieselbe nicht sogleich. Es war groß, mit massiven Schränken, Truhen und Bettladen bestellt, nur von einer einzigen dünnen Kerze beleuchtet und von einem starken Flachs- und Seifengeruche erfüllt. Crescenz saß noch völlig angekleidet auf ihrem Bette und hielt ein Taschentuch in der Hand. Als er näher kam, bemerkte er, daß sie sehr blaß war, dunkle Ringe um die Augen hatte und schluckte, gleich, als ob ihr etwas in der Kehle säße.

Lange fiel kein Wort zwischen ihnen. Gabriel war einige Schritte von ihr entfernt stehen geblieben und hatte die Hand auf den Deckel eines Kastens gestemmt. Wie gerne hätte er etwas gesagt, aber er fühlte, daß nicht ihm das erste Wort zustiehe und daß Alles, was er auch vorbringen möchte, schal und bedeutungslos sein müßte. (Fort folgt.)

Das Wiegenlied.

Von Dorothee Griebeler.

Ich war ein böses Kind und schlief nie ungeschungen;
Doch schlief ich ein geschwind, sobald ein Lied
Das meine Mutter sang gelind. Jerkungen,
Und also bin ich noch, ein Schläfchen muß mir klingen:
Nur dieses lern' ich noch, es selber mir zu singen,
Zeit ich der Mutter wuchs zu hoch. –
Und was mir tief und hoch nun mancherlei erklingen,
Ist nur ein Nachhall doch von Dem, was sie gesungen,
Die Mutter singt in Schlaf mich noch.

Man kann einer Abhandlung über das Wiegenlied kaum ein besseres Geleitwort vorausstellen, als die sinnigen Strophen Müllert's. Wunderbar charakterisieren sie den einschmeichelnden Zauber jener kleinen Reime, die die Mutter am Bettchen ihres Lieblings singt, die Treue, mit der sie im Gedächtniß haften bleiben und auch dann noch weiterklingen, wenn längst die Toten des Kindes ergraut, seine Wangen welk und runzlig geworden sind.

Das Wiegen- oder richtiger das Schlummerlied gehört zu den ältesten Menschungen reiner Volkspoesie. Was neben den Bettchen unserer Kleinen an volkstümlichen Reimen gesungen wird, stammt zum weitaus größten Theil noch aus der Urzeit der Menschheit selbst; das ergiebt nicht nur die ganze Form, sondern mehr noch der Inhalt.

Wir haben ein Verschen, das zu den meistgesungenen gehört und sowohl in Stadt und Land erklingt, das allbekannteste Lied von den Schafen. Es tritt in den verschiedensten Variationen auf. Da heißt es einmal:

Schlaf, Mädchen, schlaf!
Der Vater hält die Schaf,
Die Mutter schüttelt's Wämmelein,
Küß herab ein Trännelein,
Schlaf, Mädchen, schlaf!

Auch wird dem Baby versprochen:

... schlaf!
So schenk' ich dir ein Zehar
Mit einer goldenen Schelle rein,
Das soll dem Zwickelgehe fern.

Oder die Mutter droht:

Im Garten steh'n die Schaf,
Ein schwarzes und ein weißes,
Und wenn das Kind nicht schlafen will,
Stommt das schwarze und beißt es.

Die Hofstauerin singt:

Ein Baber hält de Schaa,
Ein Mober plant en Bücken,
Slaap to, nu harreke Kōneken.

Im Plattdeutschen wird gesungen:

Wute stahn de Schaa,
Wute steiht de bunte Voad,
Bringt dem Kind e neue Voad

Oder es wird nach Schweizer Weise gesungen:

Tränken sieh'n die Schaf
Mit den weißen Äschen,
Geben Milch, so süß,
Süße Milch und Weizenbrot
Machen mir mein Mädchen roth.

Das Lied ist so ziemlich bei allen zur germanischen Klasse gehörigen Völkern Europas verbreitet, wo Kinder in Schlaf gesungen werden, hört man es auch. Es klingt einschmeichelnd und hübsch, was aber hat es genau betrachtet – an der Wiege unserer Kinder eigentlich für einen Sinn? Ihre Väter hüten keine Schafe, ihre Mütter pflanzen keine Bäume, oder doch nur in den allereltesten Fällen. Das Schaf selbst ist nicht nur unseren Kleinen, es ist auch den Eltern ein so entlegener Begriff, daß es ihnen sonst nie einfallen wird, das nützliche Thier als Droh- oder Lockmittel zu benutzen. Warum also zieht der Wiegensänger, ganz abweichend von der übrigen Volkspoesie, so fernliegende Bilder in seinen Vorstellungskreis?

Nun, diese Bilder sind nicht so entlegen wie es scheint, sie gehören nur einer anderen Welt als der unseren an, der Welt, die vor Jahrtausenden war. Was man von dem Lied in den Schäfchen wiederfindet, ist der Haushalt des Menschen in der Urzeit. Noch deutlicher tritt das hervor, wenn man zwei andere Wiegenlieder vergleicht, von denen das eine

England angehört, das andere im Oberbruch zu Gause ist. In dem deutschen wird gesungen:

Suse, Ausen, suse,
Luse Wut'r is ne to Suse,
Luse Woader is naa b'n Wusch gegoahn,
Will et klingen en Wälsten soahn,
In rechten schönen gählen,
Wo't klingen kann mit spählen.

Das englische umfaßt denselben Ideenkreis: Der Vater ist im Walde resp. auf der Jagd, die Mutter hat „draußen“, hier bei der Herde, zu thun, das Baby weint, und die Wärterin tröstet es damit, daß Vater und Mutter ihm etwas zum Spielen mitbringen. „Der Vater auf der Jagd, die Mutter bei der Herde, das ist,“ sagt der Germanist Virgil Grohmann, „in wenigen Worten das Bild einer altgermanischen Wirtschaft, wie sie uns Tacitus schon geschildert hat,“ und er schließt aus der Uebereinstimmung beider Lieder, daß nicht nur sie, sondern auch die Schäfchenreime Variationen eines echten, altgermanischen Schlummerliedes sind, das den Sachsen Deutschlands und Britanniens schon in der gemeinsamen Heimath eigenthümlich war, und später nach der Trennung von jedem Volke selbstständig weiter und umgedichtet worden ist.

Den wirklichen Urtext eines solchen altgermanischen Wiegensanges glaubte man vor mehreren Jahrzehnten in Wien entdeckt zu haben. Auf dem Pergamentstreifen eines Handschriftenbandes fand Georg Jappert 1858 die Niederschrift eines Liedes, die dem zehnten Jahrhundert anzugehören schien und angeblich von einem Juden nach mündlicher Uebersetzung nach einem Ammenlied aufgezeichnet war. In neuhochdeutscher Uebersetzung lautete der Vers nach Dr. Hermann Bloß:

Loth, schlaf, schlumm're! Das Weinen sogleich laß!
Eruwa wehrt kräftig dem Wolf, dem Wiegendent.
Schlaf bis zum Morgen des Mannes Lieblingsbühden!
Süra stellt dem stinde Königeier süße,
Sera bricht dem stinde Wamem, blane, reibe,
Zanfana sendet morgen fette Heine Kämmer,
Und der einügige Herr vielleicht halb harte Speere.

Der Fund erregte in der Gelehrtenwelt allgemeine Aufsehen, besonders darum, weil neben anderen Götternamen auch die, von Tacitus als germanische Götter fiktive Zausana oder Zausana, die sonst nirgends genannt ist, darin angerufen wurde. Grimm nannte das Buch den werthvollsten Fund, der überhaupt je gemacht werden konnte, es traten indessen auch sehr bald Zweifler auf, die jene Wahrheit in Frage zogen. Grohmann widmete ihm eine ganze Professur, in welcher er seine Unrechtlichkeit mit schlagen den Beweisen klarlegte. War es darnach schon einmal unmöglich, daß in dem zu Anfang des zehnten Jahrhunderts schon ganz und gar christianisirten Deutschland eine Mutter das völlig heidnische Lied gesungen haben sollte, so fand der Forscher auf der anderen Seite verschiedene grobe Sprachfehler. Die Namen der Götternamen erwiesen sich als so dunkel und unpopulär, daß sie sich gar nicht bis in jene Zeit hinein in solcher Reiche im Volklied erhalten haben konnten, außerdem aber weist auch noch der Schluss einen Fehler auf, der von vornherein auf Betrug deutet. Keine germanische Mutter hätte ihrem Kinde gewünscht, daß der „einügige Herr“, Wuodan, ihm harte Speere senden möge. Wenn Wuodan im Sinne heidnischen Glaubens „Speere sandte“, trafen dieselben seine oder seiner Lieblinge Feinde und brachten Tod und Verderben. Der unbekanntere Schreiber hatte also nicht einmal mehr Verständniß für die Bedeutung des obersten der Germanengötter.

Unzweifelhaft sehr alte und edle Volksdichtung hat man dagegen in all' den Reimen und Zwickeln, die das Kind mit der lebenden Natur in Verbindung bringen, es vor allem als Kind des Jägers, Aderbauers oder Hirten sich denken, so in dem alten „Via popeia, was rathelt im Stroh?“ in der anderen Variation: „Via popeia, schlägt's Mädelchen roth,“ im „Mäh-Kämmchen,“ das in den Wald läuft und sich „am Steinchen das Reinken“, am „Sträuchelchen das Bäumelchen“ löst und in hundert anderen mehr.

Etwas jüngerer Herkunft sind die Wiegenlieder mit religiösem Anstrich. Das fromme Mittelalter und spätere Jahrhunderte haben uns deren eine ganz

Reihe bescheert. Nicht wenige davon haben ihren Ursprung in dem poetischen Weihnachtsbrauch des „Stindelwiegens“, der wieder an uralte hebräische Aufschauungen, an die Göttemenzige der Allmacht anknüpft.

In keinem christlichen Hause des Mittelalters fehlte in den Tagen vor Weihnachten die „Strippe“. Am Dämmer der Adventnächte schliefen dann Burschen und Mädchen herbei, phantastisch verkleidet, als Engel mit weißen Gewändern und goldenen Kronen, oder in Kruppen gehüllt, als Maria und Joseph im Tobach stehend. Da bei dann wohl die Jungfrau:

Oh Joseph, lieber Joseph mein,
Soll mir wiegen mein Stindelstein.

Aber nicht nur hier im Schilde der Weihnachtskerzen, auch an den Wiegen der Kleinen selbst erkante in jenen Tagen manch frommer Schlummerlied. Dem ungebildig weinenden Munde erzählte die Magd:

Ich wollt mich zur Heben Maria vermieten,
Ich sollte ihr Stindelstein helfen wiegen,
Sie führte mich in ihr Kämmerlein,
Da waren die lieben Engeln,
Die sangen alle Gloria,
Welch ein Fest du Maria!

Oder die Mutter sang:

Da oben auf dem Berge,
Da rauscht der Wind;
Da ruhet die Maria
Und wieget ihr Kind.
Sie wieget es mit ihrer schneeweißen Hand,
Sie braucht dazu kein Wiegenband.

Die Engel treten in den ganz alten Wiegenliedern verhältnismäßig selten auf, ihre Zeit beginnt mehr mit dem letzten Jahrhundert. Ebenso schön wie prachtvoll klingt dagegen ein anderes älteres Schlaflied, das des Knaben Wunderhorn anführt, die Mutter spricht:

Hab' ich mein Stindelstein
Schlafen gelegt,
Hab' ich's mit Walle,
Gott Vater, zugebet:
Das walle, Gott Vater,
Sohn, heiliger Geist,
Der mir mein Stindelstein
Eränket und speiß.
Gi, ei, eia, popeia

Und daneben all' der helle Singklang, der bald wehend, bald lösend, von der Mutterliebe selbst erkant, durch die Jahrhunderte klingt. Wann er erkant, wie er sich weitererbt, Niemand weiß es, seiner hat ihn dem Andern gelehrt, und doch kennt ihn Jeder. Großmutter sang ihn der Mutter schon, die Mutter singt ihn dem Enkelkinde, es ist der echte Wiegenlied, jener Sang, dessen Melodie auch noch im Kreise nachzittert. Es ist unendlich viel Hartes, unbeschreiblich Schönes in diesen regellosen, einfachen Reimen. Wie wehmüthig klingt nicht das Lied, das „die Bettelfrau“ ihrem kranken Kinde singt:

Gia popeia popeia,
Mein Herrgottchen wird dich bald hote;
Nimmst er mit dem goldenen Lädche,
Legt dich hinunter in's Gräbche.
Heber mich über dich,
Stummel mit nander in's Himmelreich!

Wie lieblich ist der kleine Meim, mit dem die Frauen im Dorf Fahlend auf der Insel Potsdam ihre Kleinen zur Ruhe betten:

Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Rägeln (Kellen) besetzt,
Schlupf unter die Deck'.
Morgen früh, wenn's Gott will,
Wirst du wieder gewekt.

Wie neckisch klingt das Lied der Inrolerin:

Schlaf nu, schlaf und schweige,
Ich laß dir a goldige Geige,
Ich laß dir an goldenen Nibelbogen,
Schlaf nu, mei Hübl, 's in All's erlogen

Ganz originell erscheint ein Wiegenlied des Westfalens, das wenig bekannt ist. Es lautet:

Als ich na ne Junfer was, was ich so in,
So sin, es man 'ne gnädig Fröden mag in
Da was ich so wacker, so sin als darto.
Nu sit ich bi de Wiegen un singe: ei ei
Gieia popeia, eia v. wei.

Wenn in de Marten mir was so dann,
Dann kom ich in Abend mit dem Spinnrad un dann.
Dat sang ich, dat span ich vor Lust und Pleiser,
Dann seggen de Jungens: Wilt doch en wacker Teern.
Nu sit ich bi de Wiegen un singe: ei ei
Gieia popeia, eia popei.

Es ist na ne Junfer, das was at mi paß,
Da ging de Viole, nu geht de Braumbasß.
E, wär ich doch ewig ne Junfer blowen,
Nu hadd mi nich in das Frier begeben.
Nu sit ich bi de Wiegen un singe: ei ei
Gieia popeia, eia popei.

Es giebt nur noch einen Meim, der dem Sinn nach dem obigen an die Seite gestellt werden kann, das märkische:

Hab' ich mir's nicht längst gedacht,
Sitz ich an der Wiegen,
Hab' den Mebel in der Hand,
Wehr dem Kind die Fliegen.

Wenn die Zeit spazieren geh'n,
Muss ich an der Wiege steh'n,
Muss da machen fried und fried,
Schlaf, du kleiner Suberjad.

Die Neuzeit hat uns der Wiegenlieder eine ganze Reihe geschenkt. Unsere Dichter und Komponisten haben einen Stolz darin gesetzt, in ihnen Kleinode deutscher Kunst zu schaffen, die Schlummerlieder Mozart's, Schubert's und vieler Aenderer bilden die Bravourstücke unserer größten Sänger und Sängerinnen, das Entzücken aller Konzertbesucher, in die eigentliche Ständerstube aber haben sie nur spärlich Eingang gefunden. Hier herrscht noch immer der Volkseim, das Lied vom Schäfchen und dem Hülsgänschen, das Lied, mit dem schon vor Jahrhunderten die Germanin ihren Knaben in Schlummer sang. Möge es seine Herrscherstellung noch lange behalten.

Madelfertige Wollstoffe.

Von Arno Sirsch.

Als weiteres Mittel zum Waschen der Mohwaaire wird die sog. Wallerde gebraucht. Diese, auch kurzweg Letten oder Thon genannt, ist eine Gerdart von thoniger Beschaffenheit, deren Hauptbestandtheile Kieselerde, Thonerde und Wasser sind; Soda enthält dieselbe nur 5 Prozent. Aus dieser Zusammensetzung geht hervor, daß die Wirkung der Wallerde, der Wascheffekt, kein rein chemischer sein kann, sondern vielmehr ein rein mechanischer, indem die Nureinigkeit des Gewebes durch die Erdeslösung, welche zu diesem Zweck ziemlich konsistent sein muß, infolge der entstehenden Reibung ausgedrückt und nun von der Erde aufgesogen werden. Diese fettaufsaugende Fähigkeit des Thones wird gewiß den Meisten bekannt sein; bestreicht man doch nicht selten in der Farbe empfindliche Stoffe mit einem Thonbrei und läßt denselben dann trocknen. Ist das Wasser verdunstet, so zieht der Thon das Fett an sich und löst sich dann von selbst von dem Stoff ab. Freilich ist es in der Praxis eine bekannte Thatsache, daß beim Waschen mit Wallerde ein Theil der feinen Haare weggeschwemmt wird, die Waare also im Gewicht leichter wird; wenn man trotzdem von dem Gebrauch derselben nicht abgeht, so ist das ein Beweis, daß die anderen Mittel nicht ebenso gute Wirkungen hervorzubringen vermögen; besonders Mineralöle, welche den anderen Mitteln ganz energisch trogen, lassen sich mit Wallerde entfernen.

Der diesem Waschen folgende oder nebenher gehende Wollprozeß ist eine, die ganze Struktur des Gewebes verändernde Operation. Man muß sich hier die Eigenschaften der hornigen Substanz und die Zusammenlegung des Einzelhaares aus vielen kleinen Trichtern in's Gedächtnis zurückrufen, da sonst die beim Waschen eintretenden Veränderungen kaum verständlich sind. Das Wollen selbst ist ein Stoffen oder Anehen des Gewebes in der Wollflüssigkeit; dadurch, daß die letztere warm zur Verwendung kommt, wird die Formbarkeit der Hornsubstanz herbeigeführt und durch das Anehen oder Klappen werden die einzelnen Trichterchen gegeneinander geschoben, ineinander gepreßt, so daß sich

die Länge des Haares vermindert, durch Ausbreiten der oberen Trichterränder aber der Durchmesser dementsprechend gewinnt; das gewallte Gewebe wird also hierbei an Länge und Breite verlieren und an Stärke zunehmen. Auf diese Weise hat man es ganz in der Hand, jedes beliebige Verhältniß zwischen Mohwaaire und Wollmaß herzustellen, lediglich durch die rechtzeitige Unterbrechung des Wollprozesses.

Soweit sind wir jedoch noch nicht lange; erst durch die allmähliche Verbesserung der Wollmaschinen sind wir zu diesem Resultat gekommen, und lediglich dadurch ist die spätere Herstellung nadelfertiger Waare möglich geworden. Bei der früheren Waare war es gar nichts Seltenes, daß das Stück verwallt wurde, in Länge oder Breite zu viel eingelaufen war. Um nun eine Waare zu liefern, die den gestellten Anforderungen in Länge und Breite genügte, mußte man zu Gewaltmitteln greifen, das zu viel eingewallte Stück wieder auf das bestimmte Maß anzuziehen. Vor den Thoren der Tuchmacherstädte findet man heute noch häufig die zu diesem Zweck aufgestellten Mahnen: das sind in eingegrabenen Ständern ruhende, horizontale Balken mit nach oben und unten gerichteten Nalen. An zwei solchen Balken wurde das gewallte Waarenstück angehaft und dann durch Anwendung von Hebelbäumen die Entfernung zwischen denselben allmählich vergrößert, diesen Zuge mußte natürlich das Gewebe folgen und that es auch, so lange die zulässigen Grenzen nicht überschritten wurden. Das Zeug wurde gerahmt, jagte man, und man setzte diese Arbeit manchmal so lange fort, bis man aus dem einen Stück zwei gemacht hatte, d. h. „das Gewebemitten durchriß“. Dann wußte man, daß man ein bisschen zu viel gerednet hatte. Das Mahnen ist immer nur eine Manipulation, die zu dem aus gesprochenen Zweck ausgeführt wurde, den späteren Stänfer über die wirkliche Größe des Waarenstückes zu täuschen, denn der Fabrikant wußte ganz genau, daß das gerahmte Zeug beim Raschwerden, also beim Strumpfen, auf das ursprüngliche Wollmaß zusammenläuft. Heute, wo man überall nadelfertige Waaren verlangt, heißt es also für den Walker anpassen, so und so viel soll die Waare einwalken und nicht mehr, und da hilft ihm dann alles Mahnen nichts, es läuft ihm beim Nadelfertigmachen doch wieder weg.

Ist die Waare fertig gewallt, so wird sie durch Waschen von den Seifenrückständen befreit. Ist sie etwas zu hart geworden, so wird nicht selten auch hier Wallerde verwendet, um sie milder zu machen, den Filz aufzulockern. Dieser Zweck wird durch die mechanische, reibende Wirkung der Erde erreicht; es läßt sich dieser Vorgang sehr gut erklären, wenn man sich die Wallerde als aus vielen, sehr kleinen Körnchen bestehend vorstellt, die auch noch theilweise in das Innere des Fadens einzudringen vermögen, und somit kleine Nadeln, die beim Spinnen mit eingedreht sind, an die Oberfläche bringen, wodurch der Filz, der bekanntlich aus den Spitzen der Einzelhaare zusammengesetzt ist, erheblich verdrängt wird.

Ueber das Färben der Waare ist nicht viel zu sagen. Je nachdem mineralische oder vegetabilische Farbstoffe verwendet werden, passirt die Waare ein oder mehrere Bäder. Wichtig ist für die meisten Stoffe der Nahtprozeß, der den Zweck hat, das die Oberfläche deckende wilde Haar zu lösen und gleichzeitig den Filz zu lockern. Nach dem Aufraufen wird getrocknet, wobei die Waare mindestens so viel in Länge und Breite gerahmt werden muß, daß sie vollkommen glatt ist, da eventuelle Falten beim nachfolgenden Abschleeren der groben Haare Fehler werden würden. Nach dem Trocknen und Abschleeren der gewallten Stücke werden dieselben gründlich durchgesehen, um vielleicht mangelhaft ausgefallene Stücke durch Wiederholung einzelner Prozeduren noch verbessern zu können. Wichtig ausgefallene Stücke werden fertig gewaschen und anschließend auf Böden hängend abtropfen gelassen. Durch Umhängen wird die in den Stanten angesammelte Feuchtigkeit auf das ganze Stück gleichmäßig vertheilt und das Stück in diesem Zustand dann abermals der Nahtmaschine vorgelegt. Schwere Winterstoffe werden zunächst links gerahmt; da diese Art Waaren von bloßen Nahten der Rechten Seite

... sehr billig.



Im Waisenhause.

Nach dem Gemälde von Gottbard steht in der Gemälde-Galerie zu Dresden

nicht genügend weich werden, während doch gerade bei ihnen auf welchen Griff Werth gelegt wird, muß je nach Erforderniß ein mehr oder weniger starkes Manchen der Linsseite stattfinden, was am besten vor dem Rechtsmanchen geschieht, da die Silke dann schon etwas weich und nachgiebig werden, und sich infolgedessen etwa vorhandene Unebenheiten beim Rechtsmanchen leichter glätten und ausziehen. Im Verhältnis zum ganzen Appreturprozeß bildet die Manherel einen sehr wichtigen Theil; sie ist gewissermaßen das Grundelement. Nur an gut und korrekt ausgearbeiteter Waare kommen auch die übrigen Operationen der Appretur voll und ganz zur Geltung.

Der Zweck des Manchens ist, wie schon vorher angedeutet, den durch das Walken auf der Oberfläche hervorgerufenen Filz zu lösen und schließlich die aus dem Filz herausgelösten Haare zu scheiteln und zu glätten. Je vorsichtiger und allmählicher dies geschieht, desto blücker und voller wird der Haarbefehl. Zur Erreichung des ersten Zweckes, das Lösen des Filzes, wird die Waare in verschiedenen Richtungen gerauht, während zum Scheiteln der gelösten Filzhaare, wie man sich ausdrückt, zum Strichrauchen, die Behandlung stets nur nach einer Richtung erfolgt. Auf den Endeffekt sind hier ebenfalls wieder vielerlei Umstände von Einfluß. Zuerst kommen die Manchmittel, die Starben, in Betracht. Es sind das die hölzigen gewordenen und getrockneten Samenkapfeln einer Distelart, der Starbe, die hauptsächlich in Südfrankreich gezogen wird. Wir haben in Deutschland eine Pflanze, die man allenfalls zum Vergleich heranziehen könnte, nämlich die Klette; diese ist bekanntlich auch mit kleinen Widerhaken versehen, die sich an Kleidungsstücken und besonders in den Haaren sehr festhängen. Die Starbe ist jedoch etwas länglicher und erreicht eine Größe von 5—6 Centimeter. Die bei der Reife sich abbiegenden Spitzen sind so hart und scharf, als wären es abgebohrte Stahlnadeln. Zum Gebrauch werden diese Starben an einer Trommel befestigt, gegen die das Tuch sanft angebrückt wird. Bei der Drehung der Trommel und der Weiterbewegung des gewalkten Stoffes muß jedes Starbenhäkchen eine Furche hervorbringen, welche durch die nachfolgenden Starben immer wieder getheilt und gescheitelt wird, bis die ganze Oberfläche nur noch aus einzelnen, aus der Waarenoberfläche hervorragenden Härchen besteht. Der Grad der Feuchtigkeit, in welchem sich die Waare während des Manchens befindet, spielt ebenfalls eine große Rolle. Zu nasse Stücke werden sitzarm, da die hölzigen Starben durch

die Masse sehr schnell schlaff werden und infolgedessen mangelhaft arbeiten; eine ähnliche Wirkung wird bei zu trockener Waare hervorgerufen, indem hier die Haare, anstatt nur gelockert, ausgerissen werden. Derselben Fehler können auch bei richtigem Feuchtigkeitsgrad durch die Anwendung unrichtiger Starben hervorgerufen werden. Der Anfang muß stets mit etwas abgeminkten Starben gemacht werden, und diese Starben mittlerer Schärfe, auch Treibstarben genannt, sollen die Waare möglichst ausgiebig bearbeiten; erst dann darf man allmählich zu ganz scharfen übergehen.

Nach die Zeit, durch welche der Manchenprozeß fortgesetzt wird, ist nicht von geringer Bedeutung. Verfolgt man den Manchenprozeß in den verschiedenen Stadien, so kann man beobachten, daß der gleich in der ersten Zeit sich bildende, anfangs grob-wolkige Stapel allmählich sich verfeinert. Hat derselbe jedoch den größtmöglichen Grad von Feinheit erreicht, was zu beurtheilen nur dem Praktiker möglich ist, so muß der Manchenprozeß unbedingt unterbrochen werden. Setzt man denselben dann noch weiter fort, so wird der Stapel nach und nach wieder grob-wolkiger, und die Waare wird dann jadencheinig. So viel von den glatten Stoffen. Die gemusterten Leberzieherstoffe, welche ein schafpelähnliches Aussehen haben (*Ploué*), erfordern noch besondere Behandlungsweisen, da bei ihnen nur einzelne, auf das eigentliche Grundgewebe erhabene gelagerte Zuhfäden zerrauht werden, deren einzelne Fasern später durch klopfen oder ähnliche Manipulationen zu Gruppen, Büscheln oder Korden zusammengetrieben werden. Diese Waaren sind in den letzten Jahren nicht mehr besonders gepflegt worden, da durch die hohe Wollbede endlich der Preis stark steigen muß, und dann die Stoffe durch Reiben von Staub und anderer Unreinigkeiten sehr stark im Ansehen beeinträchtigt werden. Auch die als Ersatz auf den Markt gebrachten Curis (spr. Körts) und Walktrimmer erfreuen sich keiner besonderen Beliebtheit mehr; man zieht im Allgemeinen glatte Stoffe vor.

Ein weiterer Faktor, der auf die Handhabung der Manherel bestimmend einwirkt, ist die Rücksicht auf die Haltbarkeit der Waare. Es ist klar, daß durch scharfes Manchen ein feinfädiges Gewebe sehr leiden muß, indem den einzelnen Fäden ihr ursprünglicher Zusammenhang genommen wird. Diese Rücksicht mit den Ansprüchen an Eleganz im Ansehen und Gefühl der Waare in Einklang zu bringen, ist oft keine so leichte Aufgabe.

Mehrfach muß das Manchen, ehe das Stück die gewünschten Effekt zeigt, noch durch andere Behandlungen unterbrochen werden. Für Strichwaare d. h. solchen, bei denen die Wollhärchen alle in eine Richtung liegen, so daß man durch Streichen gegen diese die Haarbecke in Unordnung bringt, ist die Scheeren und Defatiren in verschiedener Aufeinanderfolge anzuwenden. Das Scheeren, welches den Faserenden gleichmäßig lang abzuschneiden wird mit rotirenden Messern, sogenannten Spiralschneidzeugen, ausgeführt. Außer den Messern, welche wie alle übrigen Schneidzeuge, in Alte und Neue sehr stark variieren können, und infolgedessen in ihrer Wirkungsweise auch dementsprechend sind, kommt bei diesem Prozeß die Eigenschaften des Wollhaars ganz besonders zum Ausdruck. Von der Widerstandsfähigkeit des Haars hängt die Reinheit des Schnitts bei der Schur ab. Bei einem richtigen Ausfall eines solchen Stückes ist selbst bei starker Vergrößerung auch nicht ein einziges Härchen zu finden, das über die Oberfläche hervorsteht, während bei Vorhandensein schlaffer Fasern diese länger bleiben, die Waare „spitzig“ machen. Es ist das auch ganz natürlich, ein weiches, nicht widerstandsfähiges Haar wie ein ganzes Stück vor dem Messer anzusetzen, legt es also schräg auf die Fläche und wird schließlich nur in derselben Linie abgeschritten, wie das kräftige so muß das erstere infolgedessen nachher länger sein. Die Ursachen einer größeren oder minderen Widerstandsfähigkeit können in der Qualität der Wolle bedingt sein; man kann indessen auch gar nicht selten beobachten, wie eine und dieselbe Wolle bei Behandlung in der Farbe diese Eigenschaft mehr oder weniger verliert. So sieht z. B. ein weiches oder auf stüpe, d. h. kaltgefärbtes Material viel besser vor dem Schnitt, als ein Haar derselben Gattung, das im Stiefel gefotten und gefärbt wurde. Aber auch Fett- und Seifenrückstände sind für den Scheerprozeß ganz gefährliche Feinde; genau so, wie unser Stoff- und Barthaar durch Fett weich und geilig gemacht wird, muß auch das Wollhaar, wenn doch chemisch aus fast denselben Substanzen bestehend nach dieser Richtung beeinflusst werden, dem Scheerprozeß gegenüber seine Widerstandsfähigkeit einbüßen. Ist dieser Zustand ein überall gleichmäßiger so wird die Waare trotzdem noch eine saubere Oberfläche bekommen. Leider ist dies meist nicht der Fall, diese Fett- und Seifenrückstände bleiben in stellenweise haften, und das Endresultat ist fleckige Waare.

(Schluß folgt.)

Schlimme Flitterwochen.

Novelle von Helene Böllau.

Erstes Kapitel.

Im Matteneest.

Jenseits des Bremers, da, wo es mit Gewalt in den Sünden hinausgeht, wo der Giffart seine Sprünge allmählich etwas mäßigt, liegt ein Stück Erde, das ich jedem Guten gönne. Schade, daß es die geehrten und jovialen Herren, die Reisebeschreibungen liefern, so belastet haben mit Ausdrücken, die einen einfachen Menschen in Verzweiflung bringen können, Ausdrücke wie: „Südllich sonnige Gelände, lachende Kluren, hehre Wälder, liebliche Weinberge, selige Gefilde, strahlende Lichtklüfte“; und mehr noch: „Hochgenuß, feierlicher Morgengang, vom entzückten Schauen ermüdet, strahlend blaut der Himmel — üppiger Schmelz, höher schlug das Herz.“ Derlei Ausdrücke, die Manchem verlockend und sehr angenehm klingen, fallen Anderen aber auf die Nerven.

Doch eine Gegend, von der solch' ausgezeichnete Leute in solch' ausgezeichneten Ausdrücken sich ergreifen, muß nicht übel sein, und sie ist es auch nicht.

Ich fahre also ganz einfach fort und sage:

Mitten in diesen schönen Dingen liegt ein graues Steinest, ein Städtchen — nein, eine Gasse. Ich glaube, eine Gasse ist noch das Wichtigste, angeknüpft an eine riesige, starre Felswand, mit einem uralten Bauwerk auf ihrer Höhe, das aus einem

Wägentempel im Laufe der Jahrhunderte sich zu einem Nonnenkloster umgewandelt hat.

Und an diese Felswand ist die Gasse durch den hüpfenden, springenden Giffart, der hier mit Kultur scherben und Steinen spielt, eng angebrängt.

Er hat an dieser Stelle schon weit über tausend Jahre das Vergnügen gehabt, leise Tag und Nacht mit Scherben zu spielen, denn das Nest steht seit unwordenklicher Zeit, und das Hausgebäude hat eben so lange und von jeher, wie auch heute noch, das, was merkwürdiger Weise aus den Händen schlüpfte und zerbrach, vor der Hausfrau verborgen. Und hier hatten sie einen so bequemen Burschen in nächster Nähe, der Alles, was sie ihm zuwarfen, in seine Tasche steckte, um unschuldig damit zu klumpern.

Der enge Raum zwischen den Reihen der altergrauen Häuser war seiner Zeit ein viel betretener und befahrener Weg, die alte Bremersstraße nämlich, die hier eine Strecke lang als städtisch gepflasterte Gasse sich gefällt, über deren runde und spitze Steine Jahrhunderte lang Alles gezogen ist, was von jenseits und von diesseits über den Bremers wollte. Kriegszüge und vollgepackte Frachtwagen, Meisekutischen und arme Teufel, berühmte und unberühmte Leute, fahrendes Volk und Jürstlichkeiten mit ihrem Hofstaat, Warenauführer und Stameeltreiber, einmal sogar ein Stephan, kurz Alles und Jedes, was hier von Sünden nach Norden oder umgekehrt von Norden nach Sünden

wollte, also ein mächtiger, ununterbrochener Verkehr der auf den Landstraßen wie das Blut in den Adern rollte, bis endlich diese unaufrichtigen Blutwellen und Ströme, die das Leben von Land zu Land tragen, andere Wege nahmen.

Nest ist es auf der Bremersstraße still geworden. Auf der kurzen Strecke, die sich zwischen den alten Häusern hinwindet, trägt sie noch Leben; das Leben wie es sich in einem Landstädtchen zu bewegen pflegt und zwar in einem Landstädtchen mit zwei Toren oder Gott weiß wie viel mehr noch stillen Wirthshäusern in der engen Gasse, die in langen Armen geschmiedete und gemalte, halbverrostete Schilder vor sich strecken und nur hier und da einen braven Bittacus man anlocken, der sein Schöppchen Landwein bescheiden trinken will.

Sonntags und Markttag kehrt allenfalls aus ein Bäuerlein ein.

Die alte lustige, einträgliche Zeit ist für die Häuser aber endgiltig vergangen. Nur in ein einziger jener uralten Fremdenherbergen geht es noch lebendig wie in einem Bienenstock zu, und zwar Frühling, Sommer und Herbst.

Lange Zeit hindurch war das Haus eine Unterfchlupf für Maler, die an dem alten Matteneest das in jener unheimlich viel besungenen und geschloßerten Gegend wie ein tiefgrauer Schatten liegend sich wahrhaft festgelogen hatten. Schließlich wird

von allerlei Herrlichkeiten des Mattemestes sich ein Aufhebens gemacht, es wurden so bedenklich viel jener sonderbar gefühllosüberwenglichen Ausdrücke in die Welt getragen, daß es zu Zeiten in dem alten Städtchen von Fremden wieder wimmelt, und zwar von Fremden, die nicht nur durchziehen, sondern in jenem alten Gasthaus einkehren, wochenlang bleiben und dem Wirth ein gutes Stück Geld einbringen.

Und es ist in der That ein Wirthshaus, einzig in seiner Art, altersgrau, wie aus einer Zege aufgetrieben.

Jeder, der zum ersten Male mit dem Abendzug von Süden oder Norden kommt und die abgetretene Treppe, die durch einen dunkeln Schacht führt, in den großen, hohen Raum tritt, steht zum Gaudium der Alteingesessenen im ersten Augenblick wie verblüfft — überraschende Farben, Formen und Lichter.

Es ist ganz etwas Anderes, als was wir in untern Tagen von einem Gasthause erwarten. Ein alter Mann, um welchen sich kleinere Gallerien und schwere Brüstungen ziehen, ein ungeheurer Pogen, der das Ganze überspannt, Erker und Gaden und Nischen, Alles so schwer und steuern, so dümmert und altersgrau, eine hohe, wunderliche Lichtkappe, an den Wänden Farben von eigenthümlicher Tiefe, ein riesiges Spinnennetz, aus Stricken geknüpft, von Gallerie zu Gallerie gespannt. Die hohe getäfelte Decke schwarzbraun; ein düstres Kreuzfahnen an der Wand, und rings buntes Allerlei, Scherzgegenstände von stänftherhand, allerlei, was von lichten Abenden zeugt und sich flüchtig von den greisenhaften Wänden abhebt.

Die Vangestehenden haben das Umherhüpfeln und Schauen, das Entdecken und Aufstöbern von ihnen längst bekannten Herrlichkeiten außerordentlich oft mit angesehen. Es langweilt sie, Manche macht es geradezu nervös. Allen ist es mit der Zeit „zu dümm“ geworden, und sie sind daher sehr geneigt, den Aufmerksamkeiten einer strengen Kritik zu unterwerfen.

An einem Herbstabend sitzt eine solche eingesehene Gäßlergesellschaft, die Tags über im hellen Sonnenschein, unter goldfarbenen Wolkenstücken, jeder auf seine Art umher gekreist war, bei einander. Sie trinken den rothen Zwölfer, das heißt den Zwölfer Kreuzerwein.

Ein langgerechter, junger Mann in gemiedernen Anziehosen und einer misdrücklichen Vodenjoppe singt, jodelt und klopert dazu auf der Guitarre. Sein Gesicht ist scharf geschnitten, gutmüthig im Ausdruck, ein Kraftmensch. Wenn er nicht gerade in den höchsten Notstücken jodelt, hängt ihm ununterbrochen eine kurze Tabakspfeife in der linken Mundseite und zieht ihm diese hinab. Unbedingt ist er ein besonders geräuschvoller Mensch. Seine Stimme ist riesig, sein Jodeler ist wünderlichstürmend. Er versucht zu lächeln, zu gackern, und es vergeht keine Viertelstunde, in der nicht aus der mächtigen, jungen Brust ungeheure Töne aller Art hervor dröhnen, die Einige der Gesellschaft mit ungeheuerstem Wohlwollen über sich ergehen lassen, weil sie Verständnis für den selbstbestimmten, mit unverwundlichen Voden überzogenen Meisen und seine gutmüthige Kraft haben. Andere wieder sind empört und schimpfen.

Dort an der Tischseite unterhalten sich vier Leute, eine etwas blaustümpfige, lange Dame, deren Gemahl und zwei Mäker, über alle Tiefen und Weisheiten. Sie sind eben dabei, die Welt einmal gründlich aus den Angeln zu heben und wieder frisch einzusetzen. Sie haben sich seit Wochen, wie die Maden in einem Käse, in allerlei Gesprächsthemata mit einander eingegriffen. Jeder von ihnen hat natürlicher Weise von jedem Dinge seine eigene Meinung; keiner hört auf den Anderen und wartet nur, bis der Andere endlich ausgesprochen hat, um mit der einzig rechten Meinung wieder einzuführen. Sie sind von einem unergündlichen Eifer besetzt. Die Vier sind der Mecker aller ihrer Nachbarn. Wenn sie Tag für Tag und Stunde für Stunde sich damit unterhalten hätten, sich einander die trivialsten Weisheiten zu erzählen, würde ihr Platz an der Tafel ein Ehrenplatz sein. Sie würden ein Publikum und Zuhörer die Hülle und Fülle haben, so aber haben sich diese sonderbaren Heiligen zu allem Möglichen verfliegen.

Die vier Tapferen erhitzen sich unruhiger Weise. „Ich weiß mir nichts Wüßstümmgeres!“ brummt ein kleiner, dicker Regierungsrath, der seit Jahren, ungestört von philosophischen Tischgesprächen, seinen Urlaub hier verbracht hatte, und schlägt mit seiner Serviette riesig geschickt Allegen tod, die, herbstlich ermattet, sich in seiner Nähe auf den mit weißem Wachstuch überzogenen Tisch niederließen.

„Ich enthalte mich des Tödtens lebender Wesen,“ wendet sich einer der Philosophen scherzend an ihn; denn selbst Vögelchen verziehen zu scherzen.

Aber der kleine Regierungsrath war nun einmal aufgebracht und hatte nur ein nicht gerade höfliches Nachselzucken zur Erwiderung und einen zornigen Serviettenschlag, mit dem er einer Fliege geschickt den Garaus machte.

Der philosophische Eifer der vier tapferen Seelen berührte ihn widerwärtig. Er spielte leidenschaftlich gern Stat, und ein Parier steckte mit in dem philosophischen Zumpf.

Ein Anderer, wieder ein Statmann, unterhält sich vorzüglich mit einer hübschen Jüdin.

Der kleine Regierungsrath schießt zornige Blicke auch auf diesen Sünder und schlägt wieder unerbittlich nach Allegen.

„Was thun Sie da?“ sagte die hübsche Jüdin. „C, pfi!“

Ein vernichtender Miß aus den Augen des Allegendöters, der zugleich emagrierter Judenthaffer ist. Er schlägt erneut, trifft wieder eine Fliege, und plattgedrückt liegt sie auf dem Tischluch.

„Aber das ist nicht angenehm,“ sagt eine weißhaarige, vornehme, elegante Dame, die neben der Jüdin sitzt, zu ihrem Mann gewendet, der ein Pole ist, übrigens seit Jahr und Tag Münchener Mäker.

„C Herrschaft,“ erwidert er gleichmüthig und beruhigend.

Ein edler Münchener Ausruß, den er ansetzt hat und häufig gebraucht, so häufig, wie seine lebhaft, weißhaarige Frau sich alterirt, und sie alterirt sich über die verschiedenen Dinge. Aber nicht nur sie alterirt sich — nein, es alterirt sich eigentlich jeder Einzelne von der Gesellschaft. Und über was? Jeder über den Anderen, oder zur Abwechslung Einer über Alle oder Alle über Einen, oder etwan weiße Trupp gegen Trupp. Und weshalb? Ist ein besonderer Grund vorhanden? Bewahre! Es geht zu wie überall, wo Menschen unter einander sind.

So etwa: Ein Fremder tritt ein und wirkt, wie jeder Mensch fait, im ersten Augenblick erschreckend, grotesk unangenehm.

Es ist ein häßliches Geschlecht, entartet, verkommen, altert in gewachsen, was nicht wachsen soll, und anderes wieder ist ausgeblieben, was vorhanden sein sollte, manches ist abgefallen, abgefallen — kurzum, er ist verstimmt, wie Alle verstimmt sind. Er tritt also ein. Der Schreck ist auf den ersten Augenblick gegenseitig.

Wald gewöhnt man sich auch gegenseitig an den Anblick. Man sitzt sich gegenüber. Man hat sich mit den Augen grobhinlich wahrgenommen.

Der Angekommene thut von Mund auf, und das berührt wieder fremd, und fremd ist feindlich. Man misstert ihn, er misstert wieder, der erste Augenblick ist oft entscheidend. Ist er ein Durchschnittsmensch, Einer, der zu den Massen gehört, hat er Mut und Stellung, und versteht er gut ein Dutzend Anecdoten vorzutragen, wohl ihm, so wird er von der Masse als einer der Ahrigen aufgenommen. Gehört er zu den Wenigen, den Einigen, hat er nicht Seinesgleichen in nächster Nähe grenzenloses Mißtrauen; aber auch die Massenmenschen mißtrauen einander. Wer etwas sagt, dem wird etwas untergelegt. Keiner faßt den Anderen auf, wie der Andere ist, sondern so, wie er sich ihm einbildet. Alles Reden ist unsonst. Keiner wird wirklich gehört. Es schelt nur so. Sie finden Einen lächerlich, weil sie ihm selbst etwas Lächerliches anerkennen. Und sie schieben selten, selten etwas Gutes unter immer das, wovon sie sich selbst möglichst frei glauben. Der Eine steht immer über dem Anderen, überhauht ihn immer, urtheilt immer.

Tritt ein Weib ein, so heißt es: Alt oder jung? Prüfend schauen die Männer: Jung? Gut. Ist sie

nicht mehr jung, so ist sie überhaupt nicht vorhanden. Sie ist Luft. Sie nähert sich, man sieht sie nicht. Sie redet, man hört sie nicht. Sie ist nutzlos, etwas Unerfreuliches. Und wohl ihr, wenn man sie nicht bemerkt, und wehe ihr, wenn man sie bemerkt.

Da sitzt im tratten Gasthof, ein paar Malern gegenüber, ein ältliches Fräulein, das Paar geschmackvoll und mißfellig frisiert, zierlich gekleidet, Bracelets um die feinen Handgelenke. Sie möchte lebenswürdig sein, sie möchte nett sein. Sie trinkt den Thee mit ausgestrecktem kleinem Finger. Sie möchte etwas recht Süßes sagen, damit man freundlich mit ihr ist. Sie sagt etwas und es fällt zu zierlich aus. Der, den sie angerebet hat, ist empört. Er ist gezwungen, ihr zu antworten. Er thut es widerstrebend, er verurtheilt sie erbarmungslos — er wendet sich zu seinem Nachbar und sagt von dem kleinen, armseligen Weibe, das in seiner Einsamkeit die Hand geziert ausstreckt, um mit ihm anzubinden, etwas für sie Tödtliches. Er hat mit dem rohesten, leichtsinnigsten Burischen mehr Mißgefühl, mehr Nachsicht, als mit der armen Kreatur. Sie ist vogelfrei erklärt. Einer sagt's dem Anderen. Sie braucht den Mund nur aufzuheben, und sie ist blamiert. Sie haben sie die „Affektmaschine“ getauft. Sie ist ganz wehrlos, ganz hilflos, und sie meint es gut.

Die Philosophen sind zu vier. Die sind schon etwas unter sich. — Aber wehe dem Einzelnen.

Drei alte Jungfern sitzen da, die haben das Verbrechen begangen, taktlos zu Dritt zu reisen. Sie amüßten sich unter einander ganz leidlich.

„Meißlose Weiber und gar zu Dritt!“

„Scheußlich!“

Wehe ihnen, wenn sie sich eines Dinges schuldig machen, das dem Anderen als Thorheit erscheint. Ihre unerbittlichen Richter lauern schon.

Der letzte Zug, der Fremde bringt, ist der um zehn Uhr dreißig.

Der kleine, mißvergnügte Regierungsrath, der sich augenscheinlich langweilt, zog langsam die Uhr.

„Dreiviertel auf V!“ damit wendete er sich zu dem hübschen Mädchen, der Tochter des Hauses, die eben ein Viertel Rothwein vor ihn hinsetzte, „da hat sich Gott Voh diesmal mir gefangen.“

„A a ber,“ sagte die Kleine halb verlegen und zugleich die Würde des Hauses wachend, „es kann schon noch eynes kommen.“

In demselben Augenblicke öffnet sich die Gastthür.

„Wenn eins den Teufel nennt und so weiter,“ brummt der kleine Regierungsrath und hatte gerade wieder eine unglückliche Fliege in Sicht.

„A a ber, Herr Regierungsrath“ — die Kleine war schon halbwegs den Gästen entgegen.

„Eine Dame und ein Herr.“

„Was Feines,“ meint ein ungehobelter, etwas troppiger Herr und kleinte sein Augenglas auf die Nase.

„Der ist schon ma' dagewesen,“ wendet er sich zu seiner Nachbarin, „damals ohne Frau oder was. Vor ein paar Jahren, aber nur kurz. Ich erkenne ihn, und da machte er immer so feste Falten in der Stirn, fingertief. Ich weiß nicht — er muß schlechter Laune gewesen sein.“

Der Allegendöter rief: „Donnerwetter! Fräulein Wawi!“

Die Kleine kam.

„Das ist ja — wie sagten Sie doch damals so schön? — Mnatter, draußen sitzt Einer, der red' ganz nicht.“

„A—a ber, Herr Regierungsrath,“ erwiderte die Kleine wieder verlegen.

„Eingeschrieben hat er sich auch nicht, wie?“

„Ich weiß wirklich nicht.“ Sie stand etwas ungeduldig Mede.

„Fräulein Wawi!“ brüllte der Jodeler, „Kramfabel noch einmal, soll ich verduffchen?“

„Fräulein Wawi! Fräulein Wawi!“ Er schrie, als steckte er am Spieß.

„Herr Gott, noch einmal!“ stieß der Regierungsrath hervor. — „Da, und jetzt zeigt er ihr den Saal natürlich, die alte Leiter.“

Der Wirth kam aus der Kinderstube heraus und sagte: „Gelt, wir haben an alte Sitten?“ Das war sein Spruch.

Das Paar hielt sich im dümmeligen Hintergrunde des Saales auf. Sie standen jetzt neben dem Kreuzstuhle, vor welchem ein kleines, rothes Lämpchen brannte.

„O Herrschaft!“ sagte der vornehme Pole, „Nasse!“ Er hatte die Fremden gemustert.

Die anwesenden Damen betrachteten die Neuangekommenen mit dem eigentümlichen Blick, mit dem Weiber Ahnungsgefühle zu betrachten pflegen.

Die Gespräche waren unterbrochen, und eine gewisse Stille trat im Saale ein. Eine alte Dame, die mit ihrer Tochter an der anderen Tafel etwas abseits saß, riefte mit einem Male ihren Stuhl zu der ihr Zuzuhörstenden.

Die alte Dame flüsterte, die Angeredete schaute groß auf.

„Ja, gewiß,“ behauptete die alte Dame, „ich kann es Sie versichern, gnädige Frau. Ich kenne sie genau von Ansehen, da ist gar kein Zweifel.“

Ihr erster Gatte ist in der guten Gesellschaft ein hoch angesehener Mann — ungeheurer reich. Ganz Berlin war voll von der Geschichte. Uns hat der Mann damals so leid getan, und wie gesagt, ein Brachtmensch und so hoch angesehen. Jetzt scheint sie aber den betreffenden Zweiten geheiratet zu haben. Wissen Sie, eine ganz unbedeutende Persönlichkeit er ist nichts und hat nichts und kann nichts und ist noch dazu sonderbar.“

„Wir haben nämlich Bilder von ihm in der Ausstellung gesehen,“ warf die Tochter dazwischen.

„Was ist denn das? Das ist ja eigentümlich,“ sagte die alte Dame zögernd; „wann haben Sie denn geheiratet? Davon haben wir ja gar nichts erfahren? Wie's auch sein mag, hoffentlich bleiben sie wenigstens nicht hier. Meine Tochter und ich würden uns jedenfalls gänzlich zurückziehen. In solchen Fällen habe ich immer die größte Vorsicht beobachtet.“

„Natürlich,“ sagte die andere Dame. „Wie heißt er, wie es doch scheint — zweite Gatte?“

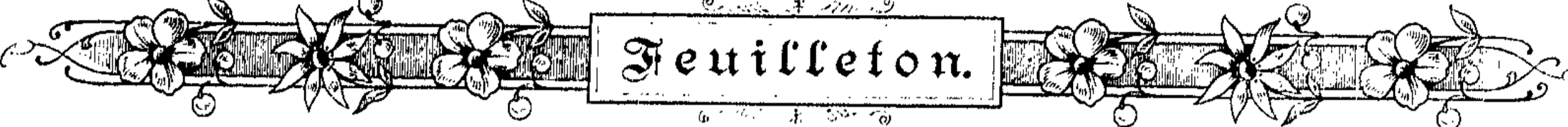
Die alte Dame sagte gebohrt, als wäre ihr die ganze Sache unendlich gleichgültig: „Gäpper — oder Stüber — oder Stüppert, so etwas.“ Als der Skandal eskalierte, sprach man in der guten Gesellschaft natürlich allerlei. Da hieß es, daß es seinerzeit durchaus nicht die erste Affäre sei. „Finden Sie ihn hübsch?“ Die alte Dame zog ihr langgestieltes Korsett und richtete es ziemlich impertinent auf ihn.

„Nein, hübsch ganz und gar nicht. Fast möchte ich sagen hässlicher — oder ... Mein Geschmack wäre er nicht. — Wertvoll, daß solche Männer ...“

„Gott im Himmel,“ meinte die andere Dame, „was giebt es für Leute.“

Sie schaute mit tugendlichem, aber etwas ungerigem Blicke auf das Paar, das sich eben zu Tisch setzte.

(Fortsetzung folgt)



Lach droh'n, was will!*

Sieh' doch den Wettersturm am Himmel!
Sieh' doch die Wellen um die Köpfe!
Ach aber sag': das geht vorüber,
Und auf den Abend wird es schön!

Geh! mich nur frei und laß mich's wagen,
Ein bißchen auch mir selbst zu trau'n!
Was kommt es denn, alljungfer-ängstlich
Nach jedem Nebel auszuschaun'?

Nur frei sein muß ich! frei! und ... eh!
Der Born zum Sieg in mir erkant
Und was ich Großes möchte, elend
In Alltagsstrudel sich verkrant!

Noch trägt zu stolzkelkränzten Zielen
Ein jauchzend Hoffen mich empor ...
Und bis zu Ende sei gehalten,
Was meiner Jugend ich beschwor!

Und großten rings auch tausend Wetter
Und droht' es noch so von den Köpfe ...
Lach droh'n, was will! es geht vorüber
Und auf den Abend wird es schön!

Gätor Hattchen.

Im Waisenhause. Es ist Mittagszeit, in der Stube versammeln sich die kleinen Bewohner des Hauses, um ihre Mahlzeit in Empfang zu nehmen. Ein hoher ungemüthlicher Mann ist die Stube des Waisenhauses, und an seiner Wand, den vielen Winkeln und der in Spitzbögen gewölbten Decke erkennt man, daß das Haus wohl schon vor langer Zeit erbaut worden und einmal anderen Zwecken gedient habe, als stünden eine Wohnung zu sein. Ein altes Mädel mag es gewesen sein, das lange schon leer gestanden, bis es der Stadt die günstige Gelegenheit zu bieten schien, wohlfeil zu einem Hofe für die Kinder, die ihrer Sorge anheimfielen, zu kommen. Auf die Massenverpflegung ist hier Alles berechnet, groß und ungerade sind die Tische und Schränke wie die hupernen Messer und Vorzüge und die Schöpfergeräte im Geßel an der Wand. Und aus der einen großen Schüssel werden alle die kleinen Mäpfe gefüllt, in denen sich die Kinder ihr einfaches Mahl holen. In der riesigen Stube waltet eine gar kleine jugendliche Köchin, in ihrer Haube und weißen Schürzen wie eine kleine Hausmutter anzusehen, und doch so bleich im Gesicht und von so schwächlicher Gestalt, daß sie dem schweren Amt kaum ohne Schaden für ihre gesunde Entwicklung gewachsen sein dürfte. In einer ordentlichen Köchin mag man die Mittel nicht bezwilligen, so müssen die älteren Mädchen selbst unter Aufsicht einer alten Frau den Dienst verrichten ... Durch das große Fenster fällt warmes Sonnenlicht und verbreitet sich durch den Raum, und die leuchtenden Farben, die bligenden Geräte und die blanken Kupferkessel ergaben zusammen mit den zarten Mädchengehaltem dem Maler Gotthard Mühl ein köstliches Farbenbild.

Der Neue Orden, der aus dem Dahome-Gebiet stammt und sich in Logo an der ostafrikanischen Küste entlang über Klein-Povo und Lome und weiter bis zur ...

* Aus den Verr- und Wandertagen des Lebens.
Berlin, F. Fontane & Co

Stilla Lagune nach Westen, nach Norden über das Ziegen- gebiet verbreitet hat, wird in dem Buche Heinrich Mose's „Logo“ (Berlin, Dietrich Reimer) in folgender Weise gekennzeichnet: Es handelt sich um einen verbreiterischen Geheimkultus unter Negern. Neue bedeutet etwa „Schlangengraben“; es soll damit gesagt werden, daß der Neue-Orden einem künstlich lockenden Graben gleiche. Der Kultus hat mehrere Fetische, die ihre bestimmten Funktionen haben, die sich jedoch alle in der Neue-Gotttheit vereinigen. Eine dieser Gottheiten ist Kefisio oder kurz So, der Miggott, der die Erde in Gestalt von runden oder achtförmigen Steinen auf die Erde schleudert. Diese So-Steine sollen die bösen Menschen tödten; es sind wahrscheinlich prähistorische Steine, die früher bei irgend einem Gewerbe benutzt worden sind, sie haben meist eine runde Form. Außer dem Miggott werden, da der Orden von der Küste ausgegangen ist, auch Gottheiten verehrt, die über die Tierwelt des Meeres herrschen. Die Fetscher, die den Verkehr der gewöhnlichen Sterblichen mit dem Neuegott vermitteln, besitzen eine ansehnliche Macht. Ihnen allen ist ein Oberpriester übergeordnet; er gebietet auch über die Geheimmitglieder, die Spione oder Spione, die die Verleumder und Verräther der Gemeinde aufzuspüren und neue Mitglieder durch List oder Tücke heranzuziehen haben. Diese haben auch neue Sitten zu bauen und die Sitten des Ordens in Stand zu halten. Alle Priester und Mitglieder des Ordens verpflichten sich in einer Geheimprache. Die Neuefrauen ordnen sich nach den Untergottheiten in drei Klassen, die in getrennten Hütten wohnen und von denen jede eine besondere Geheimprache besitzt.

Der Eintritt eines neuen Mitgliedes in den Neue-Orden wird unter gewissen Zeremonien vollzogen. Hat Jemand dem Oberpriester seinen Wunsch, aufgenommen zu werden, mitgeteilt, so muß er sich verpflichten, mit Leib und Seele dem Orden zu dienen, Sitten zu bauen und neue Mitglieder anzuziehen. Er muß geloben, nie etwas von dem Kultus an Nichtmitglieder zu verrathen da er sonst von Neue getödtet wird. Alsdann wird das neu eintretende Mitglied in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht. Eine ganze Reihe von Zeremonien mit Geräthen, die die verschiedenen Gottheiten darstellen sollen, wird mit ihm vorgenommen, um ihn von dem Verrath abzuhren. Zum Schluß wird ein ganz tolles Spektakel mit dem Neuling gemacht, das ihn noch mehr einschüchtern soll. Es werden ihm die Augen verbunden, man streut ihm dann Pulver auf das Antlitz und zündet es plötzlich an, wobei ihm der Priester jurist, daß ihn Neue auf diese Weise tödten würde, falls er sich des Verrathes an dem Orden schuldig mache. Nach diesen Zeremonien wird dem Neuling eine Malakasse mit geweihtem Wasser gereicht, die er austrinken muß; dadurch zieht der Gott Neue in ihn ein. Alsdann erhält das neue Mitglied seinen neuen Neue-Namen. Der alte Name desselben darf nicht mehr genannt werden. Er wird nun mit den Pflichten und Geboten des Ordens bekannt gemacht, er muß sich des Gemüthes einiger Fische, des Schweinefleisches, einer bestimmten Krebsart, gewisser Gemüthe und des abfließenden Regenwassers enthalten. Er darf bei Todesstrafe keine Steine auf dem stoye tragen, da Neue in der Gestalt eines Steines gedacht wird. Er muß Mitglieder des Ordens in jeder Weise unterstützen und jeden Anschlag gegen den Orden von Mitgliedern oder Fremden sofort dem Oberpriester melden.

Das zügellose Leben und der freie Verkehr zwischen den Neuekannern und Neuefrauen lockt alljährlich Viele zum Eintritt in den Orden. Ferner ist dieser eine Freistätte für Mörder, die die Blutrache fürchten, eine Zuflucht für bedrängte Schuldner, sowie für Frauen, die mit ihrem Manne in Unfrieden leben. Häufig suchen die Neueweiber oder Männer Streit mit einem Umeingeweihten

anzufangen, und dieser tritt dann aus Furcht vor Strafe mit dem langwierigen Prozeß, der ihm von den Priestern gemacht wird, in den Orden ein. Weiber werden sogar Mädchen mit Gewalt von den Neue- Männern in das Kloster geschleppt und dort von den Eltern und Verwandten verstoßen, die dafür, daß der Orden „das Stück in seinen Schutz genommen und überhört führt habe“, noch besondere Entlohnungen empfangen. Das Amt eines weiblichen Kuchens wird jedoch mit dem Kopf des Mädchens gegessen, das kamt in den Orden aufgenommen ist. Die Aufnahme wird jedoch lang durch ein Fest bei Trommelschlag und Tanz gefeiert. Sechs Monate dauert die Lehrtzeit, deren endigung wieder mit einem großen Feste gefeiert wird, dessen Kosten die Verwandten zu tragen haben. Mädchen, die sich hartnäckig weigern, in den Orden einzutreten, sollen von den Mitgliedern getödtet werden, und es heißt dann, daß Neue sie getödtet habe.

Wird ein Neue-Mitglied von einem Unbetheiligten beschimpft oder bei seinem alten Namen gerufen, so ist dies ein neues Mittel, Geld zu erpressen. Das Mittel „verwirrt“, läuft wie befehlen umher und zerbricht seinem Verleider die ganze Haube, und nur durch ein Geldstrafe und Geißeln bis zu einem Werthe von 240 Mark kann dieser durch den Oberpriester von seinem Feind befreit werden. Der Verleider soll sich, nach dies nicht geschieht, in einen Leoparden vermanen. Er soll die ganze Zeit hindurch im Waid, ohne Essen und Trinken, leben, wird in Verfalltheit aber von den Neuen heimlich reichlich genährt und schläft in den Sitten. Ist die Fülle gezahlt, so wird der Verleider von einem vorher verabredeten Platz eingeholt; nach er mit rothem Thon beschmiert und ein künstlicher Schwanz ihm angehängt ist, wodurch die bequeme Verwandlung in einen Leoparden angedeutet wird. Unter Trommelschlag und Geißeln wird er dann eingebracht, gerammt und in neue Lächer geisset. Ein großes Fest bezieht diese Komödie. Es werden verschiedene Arten der Wilderung, und das Einholen der Neuen wird mit einem den Verhältnissen angepaßten und sorgfältig vorbereiteten Rumber verbunden, damit im Volke ein Glaube an den großen Neuegott gefestigt werde. Zug die Macht, Töde aufzuwerfen, soll der Gott bezeugen und es werden entsprechende Vorrichtungen gemacht. Die verschiedenen Mittel kommen zur Anwendung, namentlich reiche Leute zum Eintritt in den Orden zu zwingen.

Ueber Abtrünnige oder Verräther wird von dem Orden die Todesstrafe verhängt. Sie werden Nacht und Tag im Waid gelockt und eibarungslos todgeschlagen, in am nächsten Morgen verkünden alle Neueweiber, die die gerechte Strafe vollzogen. Die Leute überherbei und sind von Schreden erfüllt über das Geschehen durch Gift werden Abtrünnige bestraft, oder wird ihnen das Gehör angezündet und was nicht durch Brand zerstört ist, wird von den Neuekannern gerammt. Natürlich heißt es, daß der Miggott keine Steine in die Hütte geschleudert habe. Uebertretungen der Ordensregeln werden an den Mitgliedern streng bestraft, in schweren Fällen durch Ausstoßung aus dem Orden, bei der die Schuldige eine tüchtige Tracht Prügel bekommt, am Morgen glatt rasiert und zum Spott mit seinem früheren Namen genannt wird.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Wehlstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!